Grelling, Richard

3 1761 094277126

WISSEN UND LEBEN

Erscheint am 1. u. 15. d. Monats

Winterland □ □ □ □ □ □ GUSTAV GAMPER
Zum neuen Jahrestage □ HANS REINHART
Paul Leroy-Beaulieu † □ □ □ PAUL GYGAX
Friede? □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ E. BOVET
Bethmann le „Pacifiste" □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ Par l'auteur de *J'accuse*
L'histoire vivante □ □ □ □ □ □ □ E. BOVET
Leibniz' Versicherungsbestrebungen □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ J. BENRUBI
Unsere auswärtige Vertretung und ihre Kritiker □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ C. BENZIGER

7. Heft · 1. Januar 1917 · X. Jahrg.

Druck und Verlag:
ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, ZÜRICH

Alleinige Inseraten-Annahme:
RUDOLF MOSSE, Annoncen-Expedition
ZÜRICH, BASEL und deren Filialen und Agenturen

Dépôt général pour la France:
LIBRAIRIE GEORGES CRÈS & Co., ZURICH - PARIS.

WISSEN UND LEBEN

ABONNEMENTS-PREISE:
Jährlich 24 Hefte 12 Fr., 6 Monate 6 Fr., 3 Monate 3 Fr.,
Im Postabonnement je 20 Rp. Zuschlag.
Einzelne Hefte 60 Rp. • In allen Buchhandlungen zu haben.
INSERATEN-PREISE:
1/1 Seite 60 Fr. 1/2 Seite 35 Fr. 1/4 Seite 20 Fr. 1/8 Seite 12 Fr.

X. JAHRGANG, HEFT 7.

Seite
Winterland. Von Gustav Gamper 313
Zum neuen Jahrestage. Von Hans Reinhart 315
Paul Leroy-Beaulieu †. Von Paul Gygax 316
Friede? Von E. Bovet 322
Lux. Von Victor Hugo 331
Bethmann le „Pacifiste". Par l'auteur de *J'accuse* 332
L'histoire vivante. Par E. Bovet 347
Leibniz' Versicherungsbestrebungen. Von J. Benrubi 350
Unsere auswärtige Vertretung und ihre Kritiker. Von C. Benziger . . 354
Neue Bücher 365

Für nicht bestellte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.

Institut Dr. Schmidt
Gegründet 1889 **St. Gallen** **Auf dem Rosenberg**

Primar-, Sekundar- u. Handelsschule, Realgymn., Maturität. Mod. Sprachen. Weitestgehende Individualisierung in Erziehung u. Unterricht, Charakterbildung. Erstklassige Einrichtungen. Ausgedehnte Sport- und Parkanlagen. Mäßige Preise. Prospekt und vorzügliche Referenzen.

WINTERLAND

Von GUSTAV GAMPER

FLOCKENFALL

Betrachte den Fall der Flocken!
Still und unermüdlich geschieht er; leblos fast und dennoch in zartem, lieblichem Rhythmus, den du empfinden kannst.
Immer ist es eine Regung von Leben, welche völlige Verlorenheit wahrnehmbar macht.

AM DAMM

Da ist der Damm! Von ferne haben die Telegraphenstangen ihn bezeichnet; nun steh' ich im Flockenwirbel davor.
Der Schlagbaum war gefallen. Mächtig braust's vorüber. Schnee wirbelt, Rauch und Schnee.
Lokomotive rief ein einzig Blitzwort, riss den Wagenzug dahin.
Der Schlagbaum steigt. Es darf der Wandrer seinen Weg weitergeh'n. Ins ungewisse Winterland jenseits entschwindet er.

SCHWARZAMSEL

Im Schneeblütengezweig sitzt Schwarzamsel. Nur sie erblick' ich und den von ihr gezierten Ast.
Die stumme Sängerin, ist sie traurig?
Nein doch ... geduldig harrt sie, die in sich selbst den Ton des Frühlings weiß.

150255
16/5/19

SONNENNÄHE

Rauhreif ist und Nebel. Unter des Hauses Vordach schau' ich aus in Winter-Öde.
Oh sieh! ein feines Schimmern! und mondhaft nun die Sonnenscheibe!
Wohlauf, dem Licht entgegen, rasch empor! Bald soll erhabenes Entzücken in mir sein.

HEIMKEHR

Wann ich abends heimkehre, überglänzt der Mond Garten und Haus, umsäumt meinen Eintritt.
Am geöffneten Torgitter bleib' ich zuweilen steh'n, grüße meine Tannen, welche prangenden Schnee tragen.
Zwischen ihnen der Lampe traulicher Schein! Gattin und Kinder erwarten mich.
Ich steh' und sinne.
Es gewinnt das eisig nächt'ge Bild des Winters für einen Augenblick Vorrang vor jenem Bilde geborgenen und geliebten Lebens.
Nein, es verleiht ihm nur noch innigere Bedeutung.

WALDGEMACH

Kam an Waldesrand, Stapfe um Stapfe.
Kummervoll senken der Tannen Zweige sich entgegen; die Wipfel veratmen heimatlos in eisigem Nebel.
Der Wald, ungastlich, unwegsam, verweigert seine Freundschaft.
Es scheint, dass der Tod sich in das innerste Gemach seiner Wohnung zurückgezogen, und, da der Schnee so tief, befriedigt sich dem Schlummer überlassen hat.
Er konnte ja auch kaum noch mehr Entsagung fordern, und die Hülle, die er über alles warf, ist dicht und weiß genug.

ABSEITS

Oh wie erstarrt ist alles rings und in welche Verlorenheit führt mein Weg!
Des Dörfleins gütige Lichter, zur Rechten und zur Linken, ließ ich zurück.
Nächtig bleich breitet sich Land aus, kaum erspäh' ich noch Wegesspur.
Trugvoll so zu wandern! Aber beglückende Zuversicht, ein köstlich Lebensblut, werden das unbekannte Ziel mich finden lassen.

ZUM NEUEN JAHRESTAGE

Von HANS REINHART

Und abermalen ründet sich das Jahr
Im Zeichen Zius, dessen Donnerstimme
Auch unsre Flur erfüllt mit altem Grimme,
Ernst mahnend an die drohende Gefahr.

Noch stehn wir frei auf unsrer Heimat Triften;
Und ob uns rings Entfesselte bedräu'n,
Wir wollen stolz den alten Bund erneu'n
Und einen heiligern des Friedens stiften.

Dem Herrn, der unsre Berge aufgerichtet,
Zu Seinem Ruhme sei das Werk getan;
Der treu erhält und nimmermehr vernichtet,
Zu weisem Willen wandelt unsern Wahn.

Wir wollen ohne Furcht und ohne Zagen
In Demut heut vor Seinem Throne stehn,
Ihm unser Herz als Hort entgegentragen
Und im Gebet ein Heiligstes erfleh'n:

Gott, gib uns Kraft: ein einig Volk zu bleiben!
Erfülle uns mit reinem Geisteslicht!
Lass nimmer uns vom wahren Wege scheiden!
Erhebe über uns Dein Angesicht!

Und wenn wir irren, weise uns die Pfade
Zu Dir empor aus Blut und Qualm und Streit!
Beschirme uns durch Deine Güt' und Gnade!
Dein ist das Reich, die Macht und Herrlichkeit!

□□□

PAUL LEROY-BEAULIEU †

Ein großer Nationalökonom ist mit Paul Leroy-Beaulieu dahingegangen und auch ein aufrechter Mensch, der dem Leben so wenig wie möglich Konzessionen machte. Die Bedeutung des Gelehrten erhellt daraus, dass selbst deutsche und österreichische Blätter in einer Zeit, wo leider die Internationalität der Wissenschaft durch beschämende Ausschreitungen von hüben und drüben nahezu in Frage gestellt wird, mit Achtung von dem Manne sprachen, der die Staatswissenschaft durch unvergängliche Werke bereichert hat. Das Urteil Leroy-Beaulieus in finanziellen Dingen wurde auch in der Schweiz jahrzehntelang beachtet; manchem Bankdirektor der alten Schule, der kein Universitätsstudium absolvierte, war Leroy-Beaulieus Standard Werk — *Traité de la science des finances* — zur Geschäftsbibel geworden.

Paul Leroy-Beaulieu wurde im Jahre 1843 in Saumur geboren; er trat ins Lycée Condorcet ein und studierte später an deutschen und französischen Universitäten. Im Jahre 1872 offerierte ihm Emile Boutmy an der von ihm gegründeten Ecole libre des sciences politiques den Lehrstuhl für Finanzwissenschaft, im Jahre 1878 wurde er zum Professor der Nationalökonomie am Collège de France berufen. Im Jahre 1873 gründete Leroy unter Mitwirkung der wirtschaftlich interessierten Kreise Frankreichs den *Economiste français,* der unter seiner Leitung zu einer hervorragenden wissenschaftlichen Zeitschrift heranwuchs.

Paul Leroy-Beaulieu ist als Gelehrter leicht zu klassieren, war er doch sein Leben lang ein Träger der Ideen der alten liberalen Schule. Er vertrat sie mit einer Folgerichtigkeit, die ihn zum Liebling und Vertrauensmann der reichen Bourgeoisie stempelte; alles, was sie in den Büchern, Schriften, Zeitungsartikeln bei Leroy-Beaulieu fand, war der Ausdruck ihres innersten Empfindens in Geldsachen. Der Raum gestattet nicht, auf die Werke Leroy-Beaulieus näher einzugehen; ich muss mich mit einigen Hinweisen begnügen. Man kann sagen, dass der Verstorbene in den Fußstapfen seiner Vorgänger wandelte, den Lehren Garniers, Bastiats und Michael Chevaliers, seines Schwiegervaters, folgte, ohne die Doktrinen dieser großen Vertreter der liberalen Schule kritiklos zu übernehmen. Es hält schwer, festzustellen, bis zu welchem Grade

sich Leroy-Beaulieu in Einzelfragen von dem „Unentwegten“ der Molinari, Frédéric Passy, Yves Guyot entfernte. Auf alle Fälle war er weniger doktrinär, larger, freier, als der ihn überlebende Guyot. Zur Richtung Leroy-Beaulieus hielten in den letzten Jahren besonders stark Liesse, Raffalovich, R. G. Lévy, Eichthal, also meistens Forscher, die sich das Geld- und Kreditwesen und die Finanzwissenschaft als Spezialität erkoren hatten. Andere, die sich zwar ebenfalls zur liberalen Schule zählen: Newmark, Colson, Worms, Souchon standen seiner Auffassung ferner. Was den Nationalökonomen immer wieder zum Studium französischer Verhältnisse hinzieht, das ist der ungemeine Reichtum der wirtschaftspolitischen Ideen und der Geist, mit dem sie vertreten werden. Da spürt man es so recht heraus, dass Frankreich den Ausgangspunkt der modernen Klassenkämpfe bildet und ohne die französische Revolution die heutige Entwicklung nicht zu denken wäre. Leroy vertrat allerdings eine ganz besondere Marke. Durch alle seine Arbeiten geht die Abneigung gegen den Interventionismus, gegen die Staatseinmischung; sie ist der Grundzug seines Systems und tritt besonders in Erscheinung bei der Steuer- und Sozialpolitik. Weniger doktrinär war er in der Handelspolitik; hier hat er Konzessionen an die veränderten Produktionsbedingungen gemacht und dem Freihandelsdogma à outrance abgeschworen. Das Regime der autonomen Tarife bezeichnete er als ein brutales und antisoziales, das aus innerer Notwendigkeit viel weniger liberal und haltbar sei, als das der Handelsverträge, und zwar der tarifierten.

In der reinen Theorie der Volkswirtschaft, wo er in seiner Art Bedeutendes leistete — man denke an sein in den Neunziger Jahren erschienenes großzügiges Werk *Traité théorique et pratique d'économie politique* — hat er es da und dort an der Schärfe der Formulierung fehlen lassen. Er trat in schroffen Gegensatz zur deutschen historischen Schule. Er wollte aus einer „rein scholastischen“, mit Begriffen operierenden Wirtschaftstheorie der Nationalökonomie wieder zu einer „reellen, auf dem Boden der Tatsachen fußenden Beobachtungswissenschaft“ gelangen. Raymund de Waha sagt in seinem Buche, *Die Nationalökonomie in Frankreich,* Leroy-Beaulieu lege sozusagen ausschließlich Wert auf zeitgenössisches beschreibendes Material; für die historische Forschung hege er unverhohlene Verachtung. Für Leroy Beaulieu

war die Nationalökonomie in der Tat eine beschreibende Wissenschaft. Vollständig wollte er jedoch der Geschichte nicht entraten; er verschmähte es auch nicht, die von Roscher und Anderen gesammelten wirtschaftsgeschichtlichen Materialien bei seinen Beweisführungen zu verwerten. Von Roscher, den er als Student einst hörte, sprach er zu dem Schreiber dieser Zeilen mit großer Verehrung, ebenso von der österreichischen Schule, die er originell fand.

Als wesentliches Resultat seiner Forschungen proklamierte er im *Traité théorique et pratique d'économie politique* die Existenz permanenter und universeller Gesetze der Volkswirtschaft. Zu allen Zeiten und an allen Orten haben dieselben Ursachen Ceteris paribus dieselben Wirkungen in wirtschaftlichen Dingen gehabt. Dieselben Triebfedern finden sich bei allen Völkern auf allen Kulturstufen. In ihrer Wirksamkeit können die ökonomischen Gesetze gehemmt werden: einmal, indem bei einer Erscheinung Gesetze anderer Ordnung mitwirken und die spezifische Wirkung der wirtschaftlichen Gesetze modifizieren oder neutralisieren; dann aber finden sie auch mehr oder weniger Widerstand in den verschiedenen kulturellen Milieus. Weil sie nicht immer und in jedem Milieu durchdringen, haben die ökonomischen Gesetze nicht den Charakter von Dogmen. Eine Hauptaufgabe der Wissenschaft bestehe darin, die allgemein gültigen Gesetze von zeitlich und räumlich begrenzten zu sondern.

Als Schriftsteller der Finanzwissenschaft, des Geld- und Bankwesens hat sich Leroy-Beaulieu bis zu seinem Lebensende einer nie erschütterten Autorität erfreut. Hier blieb er ein Meister, der Ersten einer, vielleicht der Erste, während in den Fragen der Wirtschafts- und Sozialpolitik die Zeit längst über ihn weggeschritten war. Mit der zunehmenden Radikalisierung der dritten Republik und der Zurückdrängung des Einflusses der Konservativen und der politisch reaktionären Großbourgeoisie war selbst die publizistische Erörterung abgestorbener manchesterlicher Lehrmeinungen nicht mehr verlockend.

Leroy-Beaulieu erschien deshalb nur im Notfall in den Spalten des *Journal des Débats*, um eine Brandrede gegen die „Inquisition fiscale“ oder den „Etat entrepreneur“ zu halten. Der Schreiber jener Artikel lebte in den letzten zehn Jahren abseits von der schwülen Atmosphäre der Politik als stiller Beobachter. Er erkannte, dass mit der zunehmenden Demokratisierung Frankreichs der in

seinen Rechten nicht gestört sein wollende Besitz sich auf die Dauer gegen die Einkommensbesteuerung in irgendeiner Form doch nicht weiter sperren könnte. Aber Leroy-Beaulieu wollte diese Einsicht nicht schriftstellerisch propagieren. Die Zeit war solchen Bekenntnissen nicht günstig, auch jene politischen Verhältnisse nicht, wie sie noch vor dem Kriegsausbruch bestanden und die Pierre de Maroussem im Nekrolog über Leroy-Beaulieu in der *Information* vom 21. Dezember 1916 charakterisierte: „Parallèlement à un prolétariat haineux, une démocratie de petits chefs jaloux eux aussi de leurs puissants concurrents allumait les premiers feux de la „question sociale", de la guerre des riches contre les pauvres". Seinem Hass gegen die Doktrinäre der Demokratie und die ehrgeizigen Unteroffiziere in der Politik hat Leroy-Beaulieu manchmal die Zügel schießen lassen. Man sah aus diesen Artikeln so eigentlich die Deux Frances emporsteigen.

Leroy-Beaulieu ist von manchen Fachkollegen, die sich ungleich geringererVerdienste um dieWissenschaft rühmen konnten, nicht immer sehr freundlich zensiert worden. In gewissen wissenschaftlichen Milieus von Paris scheint der Neid unter Kollegen noch üppiger zu blühen als in andern Metropolen Europas. Mir ist in Frankreich aufgefallen, wie verschieden ein und dieselbe Persönlichkeit in durchaus ernsthaften Kreisen beurteilt wird, und wie weit gelegentlich die Respektlosigkeit gegenüber Männern getrieben wird, die auf positive Leistungen hinweisen können. Angesichts einer solchen Kritik an den Leistungen von Paul Leroy-Beaulieu möchte ich eine Stelle aus dem Briefe des russischen Finanzdelegierten und Finanzschriftstellers Arthur Raffalovich an das *Journal des Débats* mitteilen: „Der Einfluss Paul Leroy-Beaulieus, schreibt er, in den Ländern lateinischer Kultur und in Russland war sehr groß. Man nahm seinen Rat gern und oft in Anspruch. Der Gelehrte antwortete den Finanzministern, die seinen Rat suchten, mit der Bescheidenheit des gewissenhaften Mannes. Wünschen wir, dass unter den vielen jungen Leuten, die seine Schüler waren, sich manche befinden, um seine Traditionen klarer Darstellung und politischen Mutes fortzusetzen." Paul Delombre bemerkte im *Temps*: „In der ganzen Welt wurde Leroy-Beaulieu für einen Meister angesehen. Ob er schrieb oder sprach, es war immer dieselbe Klarheit. Sein *Traité de la science des finances* ist ein Vorbild. Sein *Traité théorique*

et pratique d'économie politique ist ein Vorbild. Leroy-Beaulieu hatte den unerschütterlichen Glauben in die Kraft der persönlichen Initiative, die durch die freiwillige Assoziation gestützt wird."

Paul Leroy-Beaulieu hat nie die Schwelle des Parlamentes überschritten. Was seinem Sohne Pierre dem Abgeordneten des Departementes Hérault glückte, blieb dem Vater versagt. Er hat einst die Hand nach einem Mandate ausgestreckt, bedauerte seine Nichtwahl nicht allzusehr, weil er wohl wusste, dass in unserer vorwiegend realpolitisch gerichteten Zeit es nur die Wahl gibt, entweder im Kampfe der Interessen Stellung zu nehmen oder dann zur höchst einflusslosen Rolle eines gelegentlichen Beraters, Mahners und Warners verurteilt zu sein. Leroy blieb außerhalb des Palais Bourbon, und deshalb ein freier Mann. Sein Einfluss in finanziellen Fragen war darum nicht kleiner, im Gegenteil, er nahm zu, weil der Beurteiler sich seine Selbständigkeit wahrte. Der Satz, den ihm das *Journal des Débats* widmete, gereicht Leroy Beaulieu zur höchsten Ehre: „Il n'aurait jamais pu, en temps ordinaire, être appelé à pétrir la matière qu'il connaissait si bien". Die Kritik, welche Paul Leroy-Beaulieu jahrelang an der Arbeit so vieler parlamentarischer Dilettanten in wirtschaftlichen Dingen übte, gehörte zum reizvollsten, was der *Economiste français* bot. Sie stellen einen wertvollen Beitrag dar zur Lehre von der Dekadenz des modernen Parlamentarismus.

Auch der Verstorbene hat das furchtbare Leid des Krieges aus allernächster Nähe zu spüren bekommen. Im Januar 1915 erlitt sein Sohn Pierre, der sich als Volkswirtschafter bereits einen Namen machte, in Soissons an der Aisne den Heldentod im buchstäblichen Sinne. Der Hauptmann Pierre Leroy-Beaulieu fiel als Letzter seiner Batterie; er bediente allein noch ein Geschütz, bis ihn ein Granatsplitter außer Kampf setzte. Den Tod dieses hoffnungsvollen Sohnes konnte der Vater nicht verwinden. Als der Schreibende Ende Oktober in die Redaktionsstube des *Economiste français* an der Rue Bergère trat, fand er einen durch persönliches Leid gebeugten müden Greis, den nur die Hoffnung an den Sieg Frankreichs aufrecht hielt. Man sprach von allerlei, von Menschen und Dingen. Und als ich meiner Verwunderung über die ungeheure wirtschaftliche Kraftanstrengung Frankreichs Ausdruck gab, da bemerkte der Gelehrte gerührt: „mais le deuil dans les familles." Leroy-Beaulieu

als der „französischste unter den französischen Nationalökonomen“ gehörte zu jenen Gelehrten, denen das tragische Erleben des Krieges die Objektivität in der Beurteilung der Dinge im feindlichen Auslande genommen hatte. Er schrieb in seinen wöchentlichen Übersichten, betitelt: La Guerre — La Situation — Les Perspectives — manches Wort, das einem nationalistischen Journalisten wohl angestanden hätte. Anderseits veröffentlichte er während des Krieges auch manchen finanziellen Artikel von bedeutendem Werte, der seinem Lande wirklich diente. Da wäre vor allem an die trefflichen Ausführungen über die Kriegsfinanzierung zu erinnern, die wesentlich dazu beitrugen, in den Kreisen des Anlagekapitals das Vertrauen zur Finanzpolitik des Herrn Ribot immer wieder zu befestigen.

Paul Leroy-Beaulieu ist der namhafteste Vertreter einer Richtung gewesen, die ihre Erkenntnisse aus dem innigen Kontakt mit dem Leben schöpft. Das Geheimnis seiner Erfolge als Lehrer, Publizist und Schriftsteller ist in dieser glücklichen Mischung von Theorie und Praxis zu sehen. Sie förderte auch den Absatz seiner Bücher, die ebenso frisch und klar als interessant geschrieben sind und sich vorteilhaft von der „Literatur der Langeweile“ unterscheiden, wie einst Thiers die Erzeugnisse der klassischen Schule bezeichnete. Die Meinung, dass nur *das* reinste Wissenschaft sei, was sich von den brennenden Lebensinteressen möglichst weit fernhält, ist heute nicht mehr alleinherrschend. Jedenfalls hat auch der Krieg seinen Teil zur Wandlung der Ansichten beigetragen. Wäre Paul Leroy-Beaulieu der „Nur-Theoretiker“ gewesen, so hätte er wohl in der furchtbarsten Krise, die Frankreich je heimsuchte, die Dienste nicht leisten können, die er auf seine Art geleistet hat.

ZÜRICH PAUL GYGAX

□□□

Ließe sich der Weltfrieden in acht Tagen verwirklichen, so würden ihm viele Gut und Blut opfern. Für eine Aufgabe, die Jahrzehnte zu ihrer Verwirklichung braucht, sind gar wenige zu haben.

* * *

Nicht die geringste Erschwerung des Friedens kommt daher, dass die Länge des Weges die meisten zur Ergreifung von Quacksalbermittelchen verführt. Man möchte baldmöglichst die Früchte seines Wirkens sehen — und verfällt wortreicher Agitation, die alsbald wieder ins Nichts zerfließt.

WALTER EGGENSCHWYLER

FRIEDE?

I

(Dieser erste Abschnitt erschien am 15. Dezember auf losem Blatte.)

Die Nummer war bereits im Druck, als die große Nachricht eintraf: die Zentralmächte erklären sich bereit, in Friedensverhandlungen einzutreten.

Da wir gerade einen langen Artikel bringen, der sich mit der Kanzlerrede vom 9. November befasst (die bereits auf den Frieden hinwies), ist es geboten, auch dem neuesten Ereignis in letzter Stunde einige Worte zu widmen.

Soweit Zeitungsurteile bis heute (14. Dezember) vorliegen, gehen bereits die Meinungen weit auseinander. Die einen preisen die großmütige Friedensliebe der Zentralmächte, welche mitten im glänzendsten Siegeszuge die Hand zum Wiederaufbau Europas bieten. Und die anderen sehen darin bloß einen geschickten Schachzug, der allerlei drohende Schwierigkeiten parieren solle.

Die Zukunft allein wird über diesen Streit von Meinungen entscheiden können. — Sicher ist, dass wenn die Zentralmächte Friedensvorschläge bringen, die irgendwie annehmbar sind, d. h. die die dauernde Völkerversöhnung sichern, sie damit eine großartige Selbstüberwindung bekunden, deretwegen man ihnen sehr vieles verzeihen könnte. Bewahrheitet sich diese Überwindung, so ist es die Pflicht der Neutralen, die gute Absicht nach Kräften zu unterstützen.

Die Erklärung der Zentralmächte stellt zwar wieder die Behauptung des reinen Defensivkrieges auf; das erklärt sich aber aus taktischen Gründen, und in *diesem* Zusammenhang wird man der Behauptung keinen allzu großen Wert beilegen.

Worauf es ankommt, das sind die Friedensvorschläge. Wird die Entente von vornherein jede Diskussion abschlagen, oder wird sie, wie ihre Freunde es sicher wünschen, die Mitteilung der Vorschläge verlangen? Darüber werden uns die nächsten Tage belehren. Heute sind wir auf bloße Vermutungen und Wünsche angewiesen; und leider liest man schon, dass, wenn der angebotene Frieden nicht angenommen, der Krieg „rücksichtslos“ werden soll; man spricht von fürchterlichen Mitteln ...

Am 1. Dezember schrieb ich hier: „*An der Art des Friedens*

werden wir endlich die wahre Seele des Siegers erkennen, ob er im stande ist, sich selbst zu besiegen, für sich selbst und für die andern die Freiheit zu erobern.“ Mit diesen Worten deutete ich auf einige Hauptgrundsätze hin (obligatorisches Schiedsgericht, Einschränkung der Rüstungen, Selbstbestimmungsrecht der Völker) sowie auf ganz bestimmte Annektionsprojekte, die mit diesen Grundsätzen absolut verbunden sind. In anderen Fragen wird man sich durch Konzessionen verständigen können; hier aber ist keine Konzession möglich; es handelt sich um eine Weltauffassung, um den *neuen Geist* des Friedens, um Europas Zukunft.

Der Heldenmut der Soldaten erklärt sich durch den festen Willen: dieser Krieg soll der letzte sein. Der einzige Gewinn der furchtbaren Opfer kann nur die Verwirklichung dieses Willens sein. Darin stimmen die *Völker* überein; ob wohl auch die *Regierungen*? Das ist die bange Frage bei den neuesten Friedensvorschlägen.

Eben lese ich in der *Neuen Zürcher Zeitung* (Nr. 2028) folgende Zeilen aus Süddeutschland:

„So hat der Unterstaatssekretär des Reichskanzleramtes, Herr Wahnschaffe, den Grafen Hoensbroech zu einer Unterredung empfangen, in deren Verlauf er vom Reichskanzler auf eine direkte Anfrage hin erklärte, dass der Wortlaut, den der Reichskanzler seiner Erklärung über *das Schicksal Belgiens* seinerzeit im Reichstage gegeben habe, immer noch die Möglichkeit einer Einverleibung dieses Landes offen lasse“.

Stimmt das, so ergibt sich der Schluss von selbst... Vielleicht hat aber seither der Reichskanzler seine Ansicht geändert. Von der schwierigen Lage, in der er sich befindet, machen wir uns kaum einen Begriff. Er verdient vielleicht unser tiefes Mitleid.

Sogar diejenigen, die glauben, das deutsche Volk sei irregeführt worden, werden zugeben müssen, dass es in seiner moralischen Kraft alle Erwartungen übertroffen hat; und wer hätte von Österreich-Ungarn eine solche Geschlossenheit erhoffen dürfen? Wie sehr hat der italienische Soldat das nörgelnde Ausland verblüfft! Hätte man je vom englischen Volke so tiefgreifende Änderungen erwartet? Und endlich, wie steht denn erst das „dekadente“ Frankreich da? Als ein leuchtendes Beispiel, das die Herzen ergreift.

Wer an alles das denkt, der wird sich nicht vom bloßen Worte „Friede“ überrumpeln lassen, wie groß die Sehnsucht darnach auch sein mag. Ein Westfälischer Friede wäre ein Frevel an den gefallenen Helden, an den kommenden Geschlechtern.

Wer auch heute, oder morgen, oder in einem Jahre, das Ende des Mordens herbeiführen mag: „an der Art des Friedens werden wir endlich die wahre Seele des Siegers erkennen“.

II

Lenzerheide, 27. XII. 1916.

Weihnachten — Neujahr! Nach alter Gewohnheit ist diese Woche den schönen Gefühlen gewidmet, der Menschenliebe in mildem Kerzenlicht. Wie die Konditoreien und Blumengeschäfte von Kunden wimmeln, so sind auch die Spalten unserer Zeitungen mit Artikeln überfüllt, deren reinste Friedensandacht mit der Realpolitik von gestern und von morgen seltsam kontrastiert.

Zu ganz bestimmten, offiziellen Stunden zieht also die Seele ein sentimentales Sonntagsgewand an; wie auf Kommando, unter Glockengeläute; zwei oder drei Male im Jahre. Die übrigen, sehr vielen Wochen des Jahres sind aber der „Wirklichkeit“ gewidmet: dem Kampf ums Leben, dem Geldverdienen, der nüchternen Härte, in der die Seele frieren mag... Mein Freund, willst du ein Bild davon? schau nur so einen Tramwagen an: die Rücksichtslosigkeit beim Ein- und Aussteigen, das steife Festsitzen, die verschlossenen, müden Gesichter; kein Lächeln auf den Lippen, kein Leuchten in den Augen.

Eine antiquarische Goldmünze, in einem Schrein, unter Glas, nicht zum Wechseln bestimmt, für das tägliche Leben ganz wertlos, das ist die kommandierte Sentimentalität der offiziellen Stunden. Da zieht das Leben vorüber, mit tausend Möglichkeiten zu tiefen Erlebnissen, die einzig wahre Wirklichkeit eines Bergson, die an keine Uhr, an kein Glockengeläute gebunden ist, die sich in einem Händedruck offenbart, wo Seelen zusammenströmen, wo in einer Minute ganze Jahre der Knechtschaft weggetilgt werden, wo die Freiheit wie eine Lerche im Lichte jubelt, da zieht das Leben mit seinen Möglichkeiten vorüber, vor leeren Augen, vor erstarrten Seelen ...

Weil wir vor lauter eingebildetem Wissen die Religion des Menschen vergessen haben; in dieser Zeit der Chemie riecht auch die Religion etwas nach Naphtalin, wie der selten getragene Frack.

Daher auch das völlige Unverständnis in dem Verlangen nach irgendeinem Frieden, nach Frieden überhaupt, als ob wir

einfach eine vergrößerte Auflage des russisch-japanischen Krieges erlebten! „Der Friede muss kommen, sonst verarmen wir alle“, dieses Wort wurde jüngst von einem Bankier geprägt und zeigt am besten, in seiner Naivität, das moralische Elend, in dem so viele Neutrale stecken.

Dieser Krieg gleicht keinem anderen; nicht auf die Millionenzahl kommt es an, auch nicht auf den Umstand, dass beinahe alle Völker Europas daran teilnehmen, und auch nicht auf seine Länge; das wären bloß, im Vergleiche zu anderen Kriegen, Unterschiede des Grades, der Quantität; — auf die Qualität kommt es an, darauf dass hier die *Nationen* als solche im Kampfe stehen; darauf dass der Ausgangspunkt Eroberung war und Suprematie, d. h. veraltete Begriffe, die der europäischen Kultur ins Gesicht schlagen; darauf dass das friedliche Belgien über den Haufen geworfen und dass im zwanzigsten Jahrhundert zynisch das Reich der Macht verkündet wurde. — Andere Kriege entsprachen den Anschauungen ihrer Zeit; sie erklärten sich durch den Mangel anderer Mittel, durch das Vorherrschen einer Kriegerkaste und das Fehlen eines Volkswillens. Dieser Krieg dagegen ist in höchstem Grade ein Anachronismus, ein Frevel am aufgeklärten Europa, eine brutale Verneinung von dem, was wir alle wollen, wir Europäer. So soll er auch die *letzte* Tat einer Weltauffassung sein, die wir verabscheuen. Nicht mit *diesem* Kriege allein, sondern mit seiner Ursache, eben mit dieser Weltauffassung soll aufgeräumt werden. Ein Friede, der nicht der entscheidende Sieg des europäischen Gedankens wäre, so irgendein Friede wäre bloß die Sanktion des Verbrechens von Ende Juli 1914.

Nicht um das Wort „Friede“ handelt es sich, sondern um den Inhalt des Friedens. Einfach sein baldiges Eintreten zu begehren, das ist — gelinde gesagt — Sentimentalität schlimmster Sorte. Er soll nicht ein Ende sein, sondern ein Ausgangspunkt, der Anfang einer neuen Epoche, wo das *Recht* und nicht die Macht entscheiden wird. Diese Idee muss in unseren Geist eindringen, wie eine Schraube in das Eichenholz. Dann wird man sich fragen: sind wir zu dieser Neugeburt schon reif genug? Die Kriegführenden, vielleicht; aber die Neutralen?

Solange man den Frieden einfach als ein Aufhören der Metzelei und nicht als eine *grundsätzliche Neuordnung* der europäischen Verhältnisse betrachtet, läuft man Gefahr, mit den besten Absichten

doch Übles anzustiften, Ungerechtigkeiten von links oder von rechts zu billigen, die früh oder spät zu neuen Konflikten führen würden.

Mit den verschiedenen Vorschlägen der letzten Wochen hat eine neue, sehr schwierige Phase des Krieges begonnen; hier ist der Wille nach einer grundsätzlichen Neuordnung der einzige sichere Leitfaden.

III

Dass der Friedensvorschlag der Zentralmächte bei der Entente auf großen Widerstand stoßen würde, war leicht vorauszusehen. Immerhin war zu hoffen, dass der angesponnene Faden nicht ohne weiteres abgeschnitten werde. Bis heute ist er auch tatsächlich nicht abgeschnitten worden; ich könnte aber nicht sagen, dass die Reden der Staatsmänner der Entente mich ganz befriedigen; es ist jedoch anzunehmen, dass diese Reden sich mehr an die eigenen Völker richteten als an die Zentralmächte; heute (27. Dezember) müssen wir noch die eigentliche, offizielle Antwort abwarten; sie wird vielleicht Möglichkeiten eröffnen, die in den Reden gar zu schwach angedeutet wurden.

Die Noten von Wilson und von unserem Bundesrat werden wohl diese offizielle Antwort beeinflussen. Sie sind nicht in allen Teilen, in allen Ausdrücken glücklich; sie treiben die Vorsicht bis zur Ängstlichkeit; und doch sind sie mit dankbarem Herzen zu begrüßen, weil sie gewiss dazu beitragen, den dünnen Faden zu erhalten, der eines Tages zum festen Bande sich entwickeln kann, vorausgesetzt, dass die Neutralen in der gegebenen Stunde mit ihrer ganzen moralischen Autorität dem Rechte dienen, und nicht einem Kuhhandel.

Das Friedensangebot der Zentralmächte, die bisherigen Antworten der Entente, die Note von Wilson und die vom Bundesrat, sie gehen eigentlich alle (aus verschiedenen Gründen) um die Schwierigkeit herum; sie bleiben in den Allgemeinheiten die Verlegenheit, während umgekehrt im Publikum ganz präzise Gerüchte und Kombinationen herumlaufen, die die Schwierigkeiten spielend erledigen! Versuchen wir einige Hauptpunkte festzustellen.

IV

Seit dem ersten Tage des Krieges bis auf heute ist in den Zeitungen, in den Parlamenten der kriegführenden Länder wahrlich

oft genug von den „Kriegszielen“ die Rede gewesen; bei den Zentralmächten sprach man besonders gerne von Garantien, von Annektionen (bis auf die letzte Kanzlerrede); bei der Entente betonte man mehr die Grundsätze des Rechtes (bis auf die letzte Ministerrede in der Duma). Und doch waren alle die Erklärungen so sehr verklausuliert, gelegentlich so widersprechend und oft so sehr auf die „Stimmung“ berechnet, dass heute Herr Wilson und unser Bundesrat mit vollem Recht den Wunsch äußern, wenigstens in den großen Linien die Kriegsziele zu kennen. — Lassen wir all die mehr oder weniger glaubwürdigen Gerüchte der gutinformierten Leute beiseite und zählen wir zunächst die Hauptpunkte auf, bei denen die Absichten der beiden Parteien offenbar weit auseinandergehen. Wir beginnen mit den rein materiellen, territorialen Forderungen.

1. *Polen.* Die Zentralmächte haben aus Kongresspolen ein von Deutschland abhängiges Königreich gemacht, während Russland die drei früheren Teile des Königreiches zu einem Ganzen verbinden will, unter russischem „Schutze“. Hier haben wir eine erste, schwere Folge eines früheren Verbrechens.

2. *Konstantinopel.* Das Friedensangebot vom 12. Dezember betont ausdrücklich die Bundestreue der Türkei; dem Zarenreich ist dagegen von seinen Allierten Konstantinopel zugesichert worden.

3. *Der Balkan.* Dieses Wort genügt, um auf den kompliziertesten Wirrwarr der Ansprüche und der anthropologisch-nationalen Theorien hinzuweisen. Auch hier, wie bei der Türkei, wie bei Polen, ernten die Völker Europas, was die Diplomatie ihrer Regierungen gesäet hat ...

4. Die alte Frage vom *Trentino* und von *Triest,* die sich noch um das neuere Problem der *Yugo-Slaven* bereichert.

5. *Elsass-Lothringen.* Dieser Irrtum des Jahres 1871 hätte nie genügt, den Krieg zu entfesseln; eine friedliche Lösung war sehr gut denkbar; jetzt ist die Frage wieder akut, und einige Stimmen in Frankreich verlangen sogar das linke Rheinufer, wie andere in Deutschland Belfort und die Kohlenbecken von Nordfrankreich verlangen. L'appétit vient en mangeant ... In meinem andern Artikel, *L'histoire vivante*, lese man, wie energisch man in Frankreich gegen die Idee des linken Rheinufers reagiert.

6. *Belgien.* Die Absicht der deutschen Regierung bleibt hier

noch immer undeutlich (siehe oben im ersten Abschnitte, Seite 323); um so deutlicher der Wille der Entente.

7. *Die deutschen Kolonien.* Sind sie bloß als ein Pfand zu betrachten? So viel ich sehe, schweigen die Staatsmänner der Entente darüber.

Endlich sind noch die *Indemnitäten* für Belgien und Nordfrankreich zu erwähnen, denen Deutschland solche für Ostpreußen gegenüberstellt. Von einer eigentlichen Kriegsentschädigung, im alten Sinne des Wortes, wird wenig gesprochen.

Auf diesem materiellen Gebiete gehen also die Meinungen, in vielen Punkten, weit auseinander. Angenommen, die eine Partei trage einen entscheidenden Sieg davon, so darf man sich fragen, ob sie im Siegesrausche die Probleme dem Rechte entsprechend lösen wird, und welche Opfer dieser Sieg noch verlangen wird.

Unendlich wichtiger ist das andere Gebiet, das Gebiet des Völkerrechtes, der Völkerorganisation, die allein einen dauernden Frieden sichern kann. Hier sind die Hauptbedingungen: obligatorisches Schiedsgericht, bedeutende Einschränkung der Rüstungen, Selbstbestimmungsrecht der Völker.

In seiner Rede vom 9. November schien sich der Reichskanzler diesem Programme zu nähern (näheres darüber in einem fünften Abschnitt); im Friedensangebot vom 12. Dezember ist aber keine Rede davon, und deutsche Zeitungen von Autorität scheinen den Plan zu befürworten: man solle zuerst den Frieden *schließen* und ihn erst später durch eine neue Organisation *sichern.*

Wenn ich den Vorschlag recht verstehe, so würde man also mit den materiellen Fragen beginnen, und das Problem des Völkerrechtes hinausschieben. Nach meiner Überzeugung wäre das ein verhängnisvoller Irrtum. *Solange der neue Geist nicht in einer Rechtsorganisation seinen Ausdruck gefunden hat, wird man die materiellen Fragen nur im alten Geiste, d. h. durchaus unbefriedigend lösen können.*

Bekennt man sich dagegen offen und mutig zum neuen Geiste, stellt man die Hauptgrundsätze als unverrückbare Norm auf, geht man vom einfachen Satze aus: *Nichts gegen Europa!*, so wird man für die materiellen Fragen eine befriedigende Lösung finden; für die einen kann diese Lösung eine definitive sein, und für die anderen eine dehnbare, die sich mit den Jahren, mit höherer Einsicht noch bessern lässt.

Deshalb erwarten wir mit so großer Spannung die offizielle Antwort der Entente! Nimmt sie als Ausgangspunkt für jede Diskussion über den Frieden die Prinzipienfrage, so trägt sie damit einen moralischen Sieg davon und nützt der europäischen Sache; schweigt sie in diesem wichtigsten Problem, so bringt sie uns eine schwere Enttäuschung.

Auf später erwarten wir Europäer noch mehr: die *Kultur*völker (die andern sind uns gleichgültig), die am Kriege teilgenommen haben, verdienen es, dass keines von ihnen — wenn es auch besiegt wäre — gedemütigt werde. Was auch die höchsten Autoritäten beteuern mögen, *wir* werden niemals den preußischen Militarismus mit dem deutschen Volke verwechseln, ebensowenig wie den Zarismus mit dem russischen Volke. Ich wünsche mir gewiss den Tag nicht herbei, wo ich das deutsche Volk gegen die Entente zu verteidigen hätte; sollte dieser Tag dennoch kommen, so würde ich die Pflicht des Rechtes und der Dankbarkeit kennen.

V

Im ersten Abschnitt habe ich bereits, in wenigen Worten, auf einen Punkt hingewiesen, in dem ich die Auffassung des Verfassers von *J'accuse* nicht teile. Die Tatsachen, die er bringt, und die offenbaren Widersprüche, die er aufdeckt, die stehen absolut fest; und das ist die Hauptsache; die Psychologie des deutschen Reichskanzlers deute ich dagegen anders als er.

Sagen wir, der Kürze halber, dass es sich bei mir einfach um eine psychologische Intuition handelt, von der ich wünsche, dass sie kein grober Irrtum sei. Zum Teil geht sie vielleicht auf einen Vergleich zurück, den seit zwei Jahren Freunde und Feinde des Kanzlers öfters aufgestellt haben.

Man hat nämlich gerne Machiavelli und den Machiavellismus herangezogen und somit zwei Dinge vermischt, die streng zu scheiden sind. Als Mensch war Machiavelli — das steht fest — ein durchaus ehrlicher Charakter, ein Idealist von glühendem Patriotismus, ein scharfer Denker, der sehr gut zwischen Gut und Böse zu unterscheiden wusste. Die Zeit, in der er lebte, war für Italien, und besonders für Florenz, eine Zeit der traurigsten Realpolitik, der Gewalt und des Betruges, der ruchlosen Condottieri. Der Machiavellismus ist der Verzweiflungsakt eines Idealisten, der

in anderen Zeiten ganz andere Bahnen gegangen wäre. Die Hauptschuld am Machiavellismus trägt nicht Machiavelli, sondern seine Zeit, seine Umgebung.

Mutatis mutandis, vermute ich beim Reichskanzler etwas Ähnliches. — Am Artikel, mit dem ich in dieser Zeitschrift, im Herbste 1912, den deutschen Kaiser begrüßte, und für den er mir danken ließ, möchte ich heute keine Silbe ändern; ich glaube durchaus an die Aufrichtigkeit seiner Friedensliebe; der jetzige Krieg ist wohl für ihn die schmerzlichste Seelenkatastrophe; und ebenso ist mir der Reichskanzler das Opfer eines Systems, das er nicht geschaffen, dem er dienen musste und das er vielleicht brechen möchte...

Von Vielen (und gerade von Deutschen) wird das Friedensangebot in diesem Sinne gedeutet: wenn es nicht gelinge, werde Tirpitz oder Falkenhayn die Führung übernehmen. Ob diese Deutung richtig sei, auch nur zum Teile richtig, vermag ich natürlich nicht zu sagen; *relata refero.* Aus sehr guter Quelle vernehme ich auch von neuen chemischen Erfindungen, vor deren Verwendung man bis jetzt zurückschreckte, usw. — Andererseits deutet der Verfasser von *J'accuse*, mit vollem Rechte, auf weitgehende Konsequenzen des Friedens in der inneren Politik hin.

So ist die Lage des Reichskanzlers gewiss äußerst schwierig. Der Generalstab hatte offenbar den raschen Erfolg eines plötzlichen, brutalen Krieges absolut garantiert (man lese bloß die Berichte der ersten Monate aufmerksam durch!). Dieser Erfolg sollte alle Mittel rechtfertigen. Er ist aber ausgeblieben und kommt nie wieder. Die Chemie kann noch fürchterliche Verheerungen veranstalten; siegen kann sie nicht. Die furchtbare Logik der zunehmenden Gewalt verbindet sich nun mit dem wachsenden Fluch der anfänglichen falschen Behauptungen, und je weiter man auf der Bahn fortschreitet, um so höher erheben sich die Berge der Verantwortung. Eine solche Tragödie hat noch kein Dichter je erfunden...

Seit Jahrzehnten hat die positivistische Wissenschaft über die Philosophie der Geschichte gelächelt; nun kommt die Lehre, der sich bald kein Mensch mehr wird verschließen können.

Die einzige Rettung ist: die Lehre früh genug einsehen und darnach handeln. Genau wie beim Problem der Friedensverhandlungen und bei allen andern Fragen der Zukunft, handelt es sich hier um eine aufrichtige, totale, grundsätzliche *Bekehrung.* Bleibt

man bei der alten Auffassung, oder sucht man nach Kompromissen, so kann sich die Lage nur verschlimmern und zu neuen, noch größeren Katastrophen führen. Hat man dagegen den Mut, den Kurs ganz offen zu ändern, so sind die Geister durch den Krieg schon so sehr darauf vorbereitet, dass man keine Wiederholung der Jahre 1789—1793 zu fürchten braucht; die Revolution wird eine innere sein, nicht ohne Erschütterungen, doch ohne Bürgerkrieg. Es liegt ein Etwas, etwas Neues in der Luft, eine Seelenstimmung, die man im richtigen Augenblick zum Wiederaufbau kräftig benutzen sollte.

Die Schuld soll ja nicht verwischt werden; das hieße die ganze Zukunft vergiften; aber ein ausdrückliches Bekenntnis ist auch nicht zu verlangen; wozu die Demütigung, wenn die richtige Tat an sich allein den tiefen Wandel bekundet? Mit Mut, Aufrichtigkeit und Takt ließen sich Wunder wirken. Dazu brauchen wir freilich auch neue Männer, mit reinen Händen....

Die Kanonen haben gesprochen und vernichtet; jetzt kommt die Stunde des Geistes.

E. BOVET

□□□

LUX

Temps futurs! vision sublime!
Les peuples sont hors de l'abîme.
Le désert morne est traversé.
Après les sables, la pelouse;
Et la terre est comme une épouse,
Et l'homme est comme un fiancé.

Dès à présent l'œil qui s'élève
Voit distinctement ce beau rêve
Qui sera le réel un jour;
Car Dieu dénoûra toute chaîne,
Car le passé s'appelle haine
Et l'avenir se nomme amour!

Au fond des cieux un point scintille.
Regardez, il grandit, il brille,
Il approche, énorme et vermeil.
O République universelle,
Tu n'es encore que l'étincelle,
Demain tu seras le soleil.

VICTOR HUGO

BETHMANN LE „PACIFISTE“[1]

EXTRAIT DU LIVRE EN PRÉPARATION: „SUITE ET COMPLÉMENT DE *J'ACCUSE*“

PAR L'AUTEUR DE *J'ACCUSE*

(La reproduction n'est autorisée que par extraits et avec indication précise de la source)

II.

En tant que le discours de Bethmann a discuté la question des culpabilités, il n'a, au total, rien apporté de nouveau — sauf quelques détails: ce sont les mêmes efforts convulsifs qu'auparavant pour présenter une image falsifiée de la préhistoire de la guerre, en insistant sur les faits insignifiants, en omettant, atténuant ou déformant les faits essentiels, pour décharger sur les autres le poids d'une responsabilité qu'on commence peu à peu à sentir peser d'un poids intolérable sur ses propres épaules. Les surprises sont venues à la fin du discours du Chancelier, lorsque M. de Bethmann s'est soudain révélé comme *pacifiste de la plus belle eau,* soi-disant prêt à s'associer à la Ligue des peuples, telle que Grey l'a

---

[1]) *Avertissement de l'auteur (Milieu de décembre 1916.)*

L'article „Bethmann le pacifiste“ a été écrit en Novembre — immédiatement après le discours du Chancelier du 9 novembre, c'est-à-dire *avant* le dernier geste pacifique des Puissances centrales. Ce geste ne dissipe malheureusement pas les doutes qui pèsent sur le sérieux du néo-pacifisme bethmannien et que j'ai formulés dans mon article. Au contraire, il les confirme. Partant de l'assertion — devenue maintenant un cliché sans être plus digne de créance pour cela — que l'Allemagne et l'Autriche — les agresseurs — font une guerre défensive, les Puissances centrales déclarent vouloir „apporter des propositions de paix qui sont de nature à sauvegarder l'honneur, l'existence et la liberté de développement de leurs peuples“, et croient pouvoir fonder une „paix européenne durable“ sur cette base de garanties unilatérales. *Quant à une organisation légale de la paix, voire même seulement à une limitation des armements, il n'en est pas dit un mot, il n'y est pas fait une allusion, dans cette paraphrase des conditions de paix —; nous manquons jusqu'ici de toutes propositions précises.* On peut par contre tirer dès aujourd'hui une déduction certaine de cette formule générale, de cette inflexible persistance dans le mensonge de la défensive, qui doit avoir pour conséquence nécessaire la revendication de garanties d'avenir —, de la perpétuelle insistance que le Chancelier et les partis influents mettent à réclamer de telles „garanties“: c'est que les propositions que les Puissances centrales prétendent apporter à la conférence ne manqueront pas de se mouvoir rigoureusement dans l'ornière de l'ancienne, très ancienne politique de violence, c'est qu'aucun souffle d'un temps nouveau, aucune pensée de progrès n'anime et n'inspire ces „porteurs de paix“. La paix offerte est *une paix sans pacifisme.*

esquissée, voire même à se mettre à sa tête. Voici que maintenant, tout d'un coup, le 9 novembre 1916, — M. de Bethmann reconnaît la justesse de ce qu'il a toujours considéré comme une utopie et repoussé en fait pendant les sept années précédentes qu'il a passées au pouvoir: la nécessité de „conventions et de chartes pacifiques qui préviennent le retour d'une aussi monstrueuse catastrophe, autant qu'il est au pouvoir de l'homme de le faire". L'Allemagne — ainsi l'annonce aujourd'hui pour la première fois le Chancelier — entend collaborer honnêtement à la réalisation d'un but pareil, et cherchera à faire prévaloir „le principe du droit et du libre développement" tant sur terre que sur mer.

Lorsque j'ai vu ces idées exprimées dans le discours de Bethmann, j'ai à peine pu en croire mes yeux. Comment? Celui qui dit cela, c'est le même homme qui, pendant tout le temps qu'il a occupé le pouvoir, a déclaré impossible tout postulat pacifiste, toute organisation juridique de la communauté des peuples et même toute convention de forme contractuelle, si modeste fût-elle; qui y a trouvé des difficultés insolubles *tant que les hommes seraient*

Le pacifisme bethmannien, ce nouveau-né du mois de novembre, s'est endormi de son dernier sommeil dès le mois de décembre, et sous la verte branche d'olivier dont le Chancelier se pare la tête, voici que le casque à pointe apparaît déjà, clair et distinct.

Il serait vivement à souhaiter que l'on demandât aux Puissances centrales des données plus précises sur leurs propositions — au moins dans leurs grandes lignes — pour démontrer clairement à tout le monde qu'il ne s'agit pas d'une paix européenne, ni d'une paix du droit, mais d'une paix allemande, faite de violence, sur laquelle elles pensent asseoir l'avenir de l'Europe. Aux propositions que l'Allemagne et ses alliés apporteront pour se donner les *apparences* de nations disposées à la paix, pour faire croire que ce sont leurs ennemis qui sont hostiles à la paix — à ces propositions, vouées à l'insuccès, d'une paix par la violence faite dans l'ancien esprit, il faudrait opposer les seules propositions qui puissent aboutir: celles d'une paix par le droit faite dans le nouvel esprit, et livrer ainsi au monde des preuves qui lui permettent de décider lequel des deux partis aspire à la vraie paix, lequel à la paix trompeuse.

Le monde exige des garanties juridiques et pratiques contre le retour de telles catastrophes; les fauteurs de cette catastrophe — et si on les interroge, cela apparaîtra plus clairement encore que dans le présent manifeste — réclament des „garanties" pour eux et pour leurs alliés, c'est-à-dire, pour se récompenser de leurs crimes, un nouvel accroissement de leur puissance, qui ne peut être acheté qu'au prix d'une diminution de la puissance du parti adverse. Il n'y a aucun lien qui relie ces deux pôles entre eux. Il n'en faut pas davantage pour juger *ce* geste de paix; sa destinée est scellée d'avance — si douloureux que puisse être cet aveu pour l'ami de la paix et de l'humanité.

hommes et les Etats Etats! Ce mot classique est tombé des lèvres bethmanniennes dans son discours au Reichstag du 30 mars 1911 — au moment des négociations pendantes avec l'Angleterre en vue d'un accord: il fut la réponse au remarquable discours de Grey du 12 mars 1911, qui prédisait dans un avertissement prophétique „la faillite de la civilisation", au cas où l'on ne réussirait pas à limiter les dépenses pour l'armement par un accord entre les Puissances, et où surtout on ne parviendrait pas à signer une convention avec l'Allemagne à ce sujet. Ce que Grey disait alors formait le thème constant de ses collègues dans le cabinet Asquith. Tous les ministres libéraux du premier au dernier — ceux-là même que l'on décrie aujourd'hui en Allemagne comme les fauteurs de cette terrible guerre — les Lloyd George, les Churchill, les Asquith, Mac Kenna, tous tant qu'ils sont — ne se sont jamais lassés de rappeler à chaque occasion ce fait monstrueux: „les Etats chrétiens dépensent chaque année environ quatre cent millions de livres sterling (10 milliards de francs) dans le but de préparer une nation à supprimer l'autre." (Lloyd George au Congrès de la paix mondiale à Londres, 1908.) Comment ces discours des ministres anglais se transposèrent dans la réalité sous forme d'actes, je l'ai exposé ailleurs en détail — quand j'ai rendu compte des conférences de la Haye et des négociations en vue d'une entente anglo-allemande.

Comment donc le Chancelier, qui s'est soudain transmué aujourd'hui en un pacifiste convaincu, s'est-il comporté vis-à-vis des efforts anglais qui visaient dès alors à traduire le pacifisme dans la réalité et à mettre une fois pour toutes un terme à la tension européenne, au danger de guerre éternellement menaçant? M. de Bethmann s'est comporté vis-à-vis de toutes ces idées et de tous ces efforts exactement comme son prédécesseur, exactement comme le prince de Bülow, qui aujourd'hui encore, — dans son dernier livre — fait comme s'il n'existait pas la moindre idée, pas la moindre possibilité pacifiste dans le monde de la politique réaliste, comme si l'ancien fil de la politique de violence diplomatico-militaire devait continuer d'être dévidé jusqu'à la fin du monde. Ce traditionnel point de vue adopté par la Prusse et l'Allemagne à l'égard du mouvement d'idées pacifistes, M. de Bethmann ne s'en est jamais écarté pendant les longues années qu'il a passées au pouvoir, sourd et aveugle à un fait pourtant

assez facile à voir et à entendre: au fait que le pacifisme avait entre temps conquis toujours davantage le monde entier — en dehors des poteaux-frontière noirs-blancs-rouges et noirs-jaunes — et sommeillait au fond des cerveaux de tous les esprits avancés des deux hémisphères, germe fécond d'avenir. *Tout cela on ne le savait pas, on ne le voyait pas à Berlin.* Tout cela on ne l'a même pas reconnu lorsqu'éclata cette guerre, que l'on qualifia avec des cris moqueurs de „banqueroute du pacifisme", tandis qu'elle n'était en réalité autre chose que le sceau mis aux prophéties pacifistes, la confirmation de l'exactitude des revendications pacifistes. Tout cela, on a néanmoins continué en Allemagne à ne pas le reconnaître en haut lieu *jusqu'il y a quelques mois à peine.* Même dans ses discours du printemps passé, M. de Bethmann n'a pas soufflé mot d'un programme d'avenir pacifiste pour l'Allemagne. Le discours annexionniste le pire de tous et le plus outré, il l'a prononcé au Reichstag le 5 avril 1916: l'unique but de guerre qu'il ait mentionné alors, c'était la protection de l'Allemagne par la force. La carte de guerre seule devait, selon lui, déterminer l'échelle des conditions de l'Allemagne. La Russie devait céder le territoire gigantesque qui s'étend de la Mer Baltique aux marais Wolhyniens, pour „que l'Allemagne soit mieux protégée contre des agressions futures" — but dont l'on cherche dès maintenant, pendant la guerre, à se rapprocher, par la „libération" de la Pologne; dans l'ouest il fallait se procurer des garanties positives, militaires, économiques et politiques, afin que la Belgique ne puisse plus jamais servir de terrain de concentration pour les attaques méditées par la France et l'Angleterre contre la pacifique Allemagne. Dans l'ouest comme dans l'est, l'Allemagne devait jouer le rôle de libératrice des populations opprimées, ici des Flamands, là des Lettes, Lithuaniens, Courlandais et Polonais. Bref, un *programme d'annexions de la plus belle eau,* sans aucune addition de lait pacifiste, voilà le but de guerre de l'Allemagne que le Chancelier avait annoncé publiquement, il y a quelques mois à peine, aux Allemands et au monde entier.

Et maintenant, tout d'un coup, voici que s'épanche le lait le plus pur de la pensée la plus pieuse! Au lieu de fanfares guerrières, voici que les accords les plus suaves de la politique la plus pacifique résonnent sur la cithare! On passe sous silence les

acquisitions dans l'Est, maintenant que l'on croit avoir définitivement avalé le gros morceau: la Pologne. Du côté de l'Ouest, on déclare solennellement n'avoir jamais dit que l'Allemagne eût la moindre intention d'„annexer" la Belgique. (Non, mais le Chancelier a expressément désigné la „libération" des Flamands et la création de „garanties politiques" en Belgique, comme étant son but de guerre et il n'a jusqu'à présent pas retiré ce qu'il avait dit). Et l'Europe? Qu'advient-il d'elle? On installe le droit sur le trône, où la force avait régné jusqu'à présent en seule souveraine.

Le tout dernier tableau d'avenir bethmannien est trop beau, il a surgi trop soudainement pour que je puisse lui accorder la moindre confiance. Les hommes d'Etat anglais, comme je l'ai prouvé ailleurs, ont été conséquents avec eux-mêmes: dans le temps de l'avant-guerre aussi bien que depuis le commencement de cette guerre, ils n'ont prêché rien d'autre, ils n'ont point désigné d'autre but de guerre que: la création d'une organisation juridique pour empêcher les guerres à l'avenir, et la réduction des armements conformément à des traités conclus sur cette base juridique. Les hommes d'Etat français aussi, qui, pendant les premiers temps effroyables où la guerre et toutes ses furies venaient d'être lâchées dans leur pays innocent, peuvent avoir caressé des projets dans une certaine mesure plus subversifs — et du reste très compréhensibles — tendant à mettre une fois pour toutes hors d'état de nuire ce criminel perturbateur de la paix, les hommes d'Etat français aussi se sont peu à peu ralliés aux vues de leurs alliés anglais. Eux aussi ils ont proclamé comme but de guerre la création de „sanctions internationales pour le maintien de la paix". Les deux groupes d'hommes d'Etat, les Anglais comme les Français, n'ont fait, en élevant certaines revendications dans leur programme, que continuer fidèlement la politique que l'Angleterre et la France ont poursuivie constamment depuis la première conférence de la Haye — 1899 — et dont ils se sont activement, infatigablement inspirés pendant les douze jours critiques — *la politique consistant à résoudre les conflits internationaux par la paix et l'arbitrage.* Que les buts de guerre franco-anglais soient voulus sérieusement et sincèrement, cela est confirmé par l'attitude de ces gouvernements avant et pendant la guerre, et avant tout par leur attitude aux conférences de la Haye, où ils ont cherché à atteindre par la voie des traités

cela même qu'ils proclament être aujourd'hui leur but de guerre maintenant qu'ils sont contraints de recourir à la violence

C'est, en revanche, sous un tout autre jour qu'apparaît la soudaine conversion du Chancelier allemand qui, après avoir préconisé une politique de violence, en préconise maintenant une pacifique. L'homme qui, il y a quelques mois à peine, avait inscrit la paix *allemande* sur son drapeau de guerre — celui-là trouvera peu de créance et peu de confiance maintenant que, tout-à-coup, il met en poche le drapeau noir-blanc-rouge, sur lequel était dessinée la carte de guerre, cette échelle à mesurer la paix, et sort de l'autre poche un drapeau blanc, qui porte comme symbole — au lieu du glaive bien aiguisé — la pacifique balance de Thémis. *Ce changement s'est opéré d'une façon trop surprenante et trop soudaine, pour qu'on puisse croire à sa sincérité.* Il va trop droit à l'encontre de tout ce que ce même Chancelier a dit et fait pendant tout le temps qu'il a été au pouvoir. L'homme qui a jeté au vent la proposition du tsar de s'en remettre au Tribunal d'arbitrage de la Haye pour la décision, qui a laissé cette proposition sans réponse, et plus tard, l'a passée sous silence dans son Livre Blanc, — tant il avait conscience de sa culpabilité —; l'homme qui a décliné la conférence des quatre Puissances proposée par Grey — cette garantie la plus sûre du maintien de la paix — sous le prétexte ridicule que cela ressemblerait à un „Aréopage", à un „tribunal européen", devant lequel il ne pouvait pas traîner son allié — l'homme qui aujourd'hui encore ose traiter de „choses accessoires" les propositions les plus importantes qui aient été faites pour résoudre le conflit austro-serbo-russe, — la proposition de la Russie relative au tribunal d'arbitrage, la proposition de conférence de l'Angleterre, — et qui cherche à se débarrasser d'elles à l'aide de quelques mots usés jusqu'à la corde, — cet homme devrait éveiller la confiance maintenant que, tout-à-coup, il met le glaive au fourreau et se présente au public en agitant doucement un rameau de paix? A d'autres de lui témoigner cette confiance — et il y a effectivement certains pacifistes qui ne se possèdent pas d'aise et d'enthousiasme à voir cette métamorphose du Chancelier! Pour moi j'accueille les déclarations que M. de Bethmann fait aujourd'hui avec le scepticisme que justifient ses actes passés.

Je suis content d'avoir adopté la méthode chronologique en

traitant des buts de guerre dans mon second livre: cette méthode suit les événements changeants de la guerre et illumine pas à pas les buts de guerre, qui se déplacent selon la situation militaire du moment. Tempora (militaria) mutantur et nos mutamur in illis. Depuis le discours du Chancelier du 9 décembre 1915, qui forme le premier objet de mon examen, jusqu'au dernier discours du Chancelier du 9 novembre 1916, il s'est écoulé presque un an. Que l'on compare le discours de décembre de l'année 1915 et avant tout le discours d'avril 1916 avec le dernier discours du mois de novembre, et l'on tiendra pour impossible que le même homme ait pu prononcer ceux-là et celui-ci, de bonne foi, en toute sincérité. Il n'y a qu'une explication à donner de ce changement: la situation militaire et économique de l'Allemagne — malgré tous les apparents succès, malgré tous les embellissements de la situation et toutes les suppressions de la vérité — doit être si dangereuse, l'alimentation du peuple allemand doit être si difficile sous la pression croissante du blocus, les dispositions des masses doivent être devenues si hostiles à la guerre (et il en existe beaucoup de signes qui n'ont pas été livrés à la publicité), que le gouvernement allemand *s'est vu contraint* de se rapprocher des conditions de guerre des Puissances de l'Entente; afin que l'on puisse entamer des négociations de paix. M. de Bethmann est forcé de sauter à bas de son grand cheval de bataille et de se mettre au niveau de la paix, dans l'espoir que ses anciens ennemis viendront à sa rencontre sur ce terrain. L'on paraît avoir définitivement renoncé à Berlin à dicter la paix sur les bases de la carte de guerre, car l'on a fini par se convaincre qu'on ne *peut* pas dicter la paix. Comme les adversaires ne consentent à conclure qu'une paix pacifiste, il a bien fallu, sous l'éperon de la nécessité, s'accommoder à devenir soi-même pacifiste, pacifiste par force majeure, pacifiste malgré soi. Ce n'est pas la volonté spontanée, ni la conviction intérieure qui ont fait de M. de Bethmann, dans l'intervalle des sept mois qui se sont écoulés d'avril à novembre 1916, le partisan et le héraut d'une ligue pacifique internationale, mais *la force même des choses* à laquelle même un Chancelier de l'Empire allemand ne saurait se soustraire. La paix qui sera conclue avec l'Allemagne sur le terrain pacifiste sera une paix par la violence en ce sens que l'Allemagne

se verra contrainte par des facteurs violents, d'ordre militaire et économique, *à se soumettre enfin au règne du droit dans la vie internationale, après une résistance de plusieurs dizaines d'années.*

Quant à savoir si les déclarations faites aujourd'hui par M. de Bethmann conduiront à ce but ardemment désiré par tout le monde, cela reste à voir. De même que l'Allemagne a cherché jusqu'à présent à fonder sa *paix par la violence* sur des garanties positives, de même les Puissances mondiales qui adhéreront à la ligue internationale de la paix exigeront des garanties positives pour leur *paix par le droit.* Elles commenceront par faire disparaître cet avorton qu'est le nouveau Royaume de Pologne — dont la création équivaut en fait à un quatrième partage de l'infortuné pays — et par fonder un nouvel Etat polonais véritablement indépendant, qu'elles asseoiront sur les bases du libre consentement populaire. Elle restaureront la Belgique et la Serbie — ces deux petits Etats attaqués au mépris de tout droit — dans leur entière souveraineté et dans leur complète indépendance, pour aplanir une fois pour toutes le terrain sur lequel on pourra en toute sécurité édifier le futur palais de la paix. Elles régleront d'autres questions territoriales en conformité avec le principe que les peuples ont le droit de disposer librement d'eux-mêmes; ce principe doit en effet être à la base même de la Ligue internationale de la paix. Elle interdiront toute coalition particulière entre plusieurs Etats — que ce soit une alliance, une entente ou tel autre lien étroit que l'on voudra — parce que des alliances particulières menaceraient la Ligue universelle et en seraient la négation même.

Mais avant tout les Puissances qui adhéreront à la Ligue internationale de la paix auront à tirer la conséquence la plus importante et la plus grave de cette nouvelle organisation juridique: elles soumettront les armements sur terre et sur mer à un pacte qui aura la valeur d'un traité, à une réduction égale et proportionnelle. *Telle est la garantie positive la plus importante de la future Ligue de la paix.* M. de Bethmann a gardé le silence sur ce point particulier. C'est le point — le point cardinal qui montrera si l'Allemagne est vraiment prête à s'engager honnêtement et loyalement, la main dans la main avec les autres Puissances, dans la voie d'une organisation internationale de la paix dans le monde civilisé, ou si elle s'obstine à demeurer

dans la voie qu'elle a suivie jusqu'à présent, celle de la sécurité basée sur sa seule armée. Une organisation de la paix, sans une réduction des armements fixée par traité, est dépourvue de toute valeur et de toute signification: la continuation de la lutte des armements n'aboutirait pas seulement à précipiter dans l'abîme économique les peuples qui déjà ont fait banqueroute; la rivalité des armements ferait renaître tous les dangers de l'anarchie des peuples qui a régné jusqu'à présent; elle créerait de nouveau un état de guerre latent, au lieu d'une paix véritable. *Une organisation internationale de la paix sans une limitation des armements fixée par traités est comme un couteau sans lame qui n'aurait pas de manche.* Elle est une apparence et un fantôme dépourvu de toute valeur et de tout contenu réels. Si donc l'Allemagne désire sérieusement la Ligue internationale pour la conservation de la paix telle que l'a proclamée Bethmann, qu'elle déclare vouloir également l'attribut essentiel de cette ligue: *la réduction, fixée par traité, des armements sur terre et sur mer.* Je suis terriblement anxieux de savoir quelle sera la réponse du gouvernement allemand, si on lui pose la question sous cette forme. Si j'étais ministre anglais ou français, je ne trouverais rien de plus pressé ni de plus important à faire que de poser cette question des armements dans la forme la plus précise aux gouvernants allemands, comme riposte publique au discours de Bethmann. C'est la pierre de touche pour le sérieux de la volonté pacifique de l'Allemagne. C'est la ligne de partage des eaux qui permettrait de voir quelle direction prennent les courants allemands. C'est alors qu'il faudra que les hommes au pouvoir en Allemagne montrent pavillon et laissent voir s'ils visent à une *paix provisoire imposée par la nécessité,* par leur situation désespérée, par le fait qu'ils n'ont aucune chance de remporter la véritable victoire, ou à une *paix durable,* à une paix européenne authentique. C'est sur cette question des armements que les esprits se partageront. Hic Rhodus, hic salta.

Je suis anxieux de savoir quelle sera la réponse allemande, ai-je dit. En réalité ce n'est pas la réponse même qui éveille ma curiosité, j'en prévois avec certitude le sens profond, mais les prétextes et les faux-fuyants dont on cherchera à voiler le vrai sens de la réponse. Tant qu'il ne s'agit que de la formule générale d'assentiment à une Ligue internationale de la paix, cette adhésion

ne coûte pas cher, ne tire à conséquence. Si l'Allemagne peut conserver sa force militaire et celle de ses alliés, et continuer de les développer à son gré, elle peut au bon moment se moquer de la Ligue de la paix et déchirer la charte de la Ligue comme „chiffon de papier", de même qu'elle a déchiré en 1866 les actes de la Confédération germanique parce que le moment lui paraissait opportun. L'adhésion sous forme générale à l'idée de la Ligue de la paix est chose en apparence admirablement belle et elle a été assez habilement mise en scène, sans doute pour couper l'herbe sous les pieds des hommes d'Etat anglais, qui ont toujours été partisans de cette idée, avant et pendant la guerre. Or ce qu'il s'agit de faire, c'est de tirer *les conséquences de cette adhésion sous forme générale.* Non seulement les armements de tous les membres de la Ligue de la paix doivent être réduits, mais il faut encore que la Ligue de la paix soit munie de pleins pouvoirs exécutifs et des organes appropriés, pour rendre ces décisions applicables. Quelle est ton attitude, Allemagne, à l'égard de ces questions? Es-tu prête, non seulement à fonder la Ligue de la paix, mais aussi à lui donner des pouvoirs assez efficaces pour que ses décisions soient respectées par chaque adhérent? Telles sont les questions auxquelles le Chancelier devrait être mis en demeure de répondre sur-le-champ, aussitôt après son discours. On jugera d'après la réponse à ces questions si l'Allemagne est disposée à collaborer sérieusement à une organisation de l'humanité qui serve d'instance suprême aux Etats.

Je ne doute personnellement pas que la réponse ne soit, sinon négative — il faut au moins sauver les apparences! — du moins évasive; dans le genre de la réponse vague que Jagow fit le 31 juillet à la question de l'Angleterre relative au respect de la neutralité belge; ou bien dans le genre des déclarations que fait aujourd'hui Bethmann sur les intentions allemandes quant à la Belgique, que l'on ne veut sans doute pas „annexer", mais à laquelle on veut, à tout le moins, imposer certaines limitations de sa souveraineté et de son indépendance afin de protéger les frontières occidentales de l'Allemagne.

* * *

J'ai d'autant plus de raisons de ne pas croire à une Allemagne acceptant sérieusement le pacifisme avec toutes ses conséquences

essentielles, que précisément le dernier acte de violence de l'Allemagne et de l'Autriche, la soi-disant *„délivrance“ de la Pologne,* est l'acte le plus anti-pacifiste que l'on puisse imaginer. Anti-pacifiste non pas seulement à cause de son contenu matériel, mais à cause surtout de sa justification officielle. M. de Bethmann, qui se présente le 9 novembre au monde étonné sous les traits d'un pacifiste européen à peine sorti du four, a commis quatre jours auparavant, le 5 novembre, encore pendant la guerre, avant la décision définitive, *un coup de force annexionniste* qui n'a pas d'équivalent dans l'histoire. Il a arraché, de sa propre autorité, à celui qui jusqu'à présent en était le souverain, un pays occupé au cours de la guerre, et qui continue d'après les principes du droit des gens d'appartenir en propre à son adversaire jusqu'à la conclusion de la paix, et il en a fait, sans en consulter la population, un Etat soi-disant indépendant, en réalité un Etat vassal de l'Allemagne. J'ai déjà longuement insisté ailleurs sur *l'incroyable violation du droit des gens* que constitue cet acte. La seule chose qui nous intéresse ici, où nous examinons le tout récent programme pacifiste du Chancelier, c'est *la justification* absolument *antipacifiste* de la „délivrance“ de la Pologne. Déjà dans son discours d'avril 1916 le Chancelier d'empire avait affirmé nettement que les provinces russes de la Mer Baltique et la Pologne ne pouvaient pas être rendues à la Russie dans l'intérêt de la sauvegarde des frontières de l'Allemangne orientale. Cette justification a été expressément reproduite dans l'acte officiel de fondation du nouvel Etat polonais en date du 5 novembre, et dans tous les commentaires officiels et officieux dont cet acte a été l'objet. C'est sous forme de „rattachement“ à l'Allemagne et à l'Autriche, et „eu égard au souci impérieux de la prospérité et de la sécurité“ de ces deux pays, qu'a eu lieu la fondation du nouveau royaume.

> Au dessus de tous les arguments pour et contre — dit le commentaire de la *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* — il est une phrase qui domine tout le reste: c'est que *par souci de notre propre avenir* nous n'avons pas le droit de laisser la Pologne retomber entre les mains de la Russie. *La sécurité de l'Allemagne* exige jusque dans l'avenir le plus reculé que des armées russes ne puissent plus déboucher d'une Pologne convertie en *porte de sortie militaire,* séparer la Silésie de la Prusse orientale et occidentale, et faire irruption dans l'Empire. Un sort bienveillant ne mettra pas toujours un Hindenbourg à notre disposition pour endiguer le flot russe malgré de pareilles frontières. Le titanesque Empire de l'est voit sa population augmenter de trois millions chaque année. *Des frontières raccourcies, fortement armées* seront la base la plus solide que nous puissions donner à nos rapports avec notre voisin russe, si nous voulons être tranquilles.“

La sécurité de l'Allemagne! Une porte de sortie militaire pour les armées russes! Des frontières raccourcies, fortement armées — voilà la base la plus solide de la paix! Voilà les points de vue d'où part le „pacifiste“ M. de Bethmann pour justifier l'annexion de la Pologne, sous la forme toute nouvelle d'un royaume-vassal! N'est-ce pas là de tout point le vieux, le très vieux langage de cette anarchie des peuples qui a régné jusqu'à présent, garantie par la force, et qui ne cherche une protection efficace de la paix que dans des frontières mieux défendues, dans une situation militaire et stratégique améliorée? Trouve-t-on l'ombre d'une idée pacifiste dans la justification de l'annexion du Royaume polonais? N'a-t-on pas l'impression que *le langage du 5 novembre a été tenu par un tout autre homme que le langage du 9 novembre?* L'idée de la protection militaire contre d'éventuelles agressions russes ne forme-t-elle pas un contraste violent avec l'idée d'une paix durable qu'assurerait une organisation juridique internationale? Si les idées bethmanniennes du 9 novembre doivent trouver leur réalisation, si le Chancelier cherche sérieusement à les réaliser pratiquement, et croit à leur réalisation possible, comment donc a-t-il pu commettre quatre jours auparavant un coup de force qui non seulement met en péril la future organisation pacifique, voire même la rend impossible, mais est de plus comme un gant brutalement jeté à la face de ses motifs, pour peu qu'on admette l'idée essentielle et fondamentale de cette organisation? Quel but, quel succès doit avoir l'organisation internationale de la paix, si chaque Etat — et même praenumerando comme l'Allemagne — cherche à se procurer des garanties territoriales contre des attaques ennemies? *Le coup de violence du 5 novembre est la stricte négation de la proclamation pacifique du 9 novembre.* De nouveau M. de Bethmann se désavoue lui-même. De même que j'ai opposé dans mon livre le Bethmann du 4 août au Bethmann du 2 décembre 1914, de même j'invoque le Chancelier du 5 novembre contre le Chancelier du 9 novembre 1916 et je laisse à ces deux Messieurs le soin de s'entredéchirer . . .

De même que très souvent l'on ne peut juger équitablement ses propres actions que dans le miroir des actions d'autrui, de même je voudrais soumettre à l'examen du Chancelier la supposition suivante pour lui prouver par là la monstrueuse absurdité de ses actes des 5 et 9 novembre et tout ce qu'ils ont de contradictoire. Admettons que la Russie ait conquis et occupé militairement au cours de cette guerre la province prussienne de Posnanie et la Galicie autrichienne. Le tsar proclame un

beau jour — conformément aux promesses qu'il a faites au début de la guerre — la création d'un nouveau royaume de Pologne embrassant la Pologne russe, la Posnanie prussienne et la Galicie autrichienne et il le rattache à son Empire. Ce serait là une Pologne correspondant à peu près en superficie à l'ancien royaume, une Pologne indivise, donc une *meilleure* Pologne que celle qui a été instaurée par l'Allemagne et l'Autriche. Le Tsar lui aussi motive son coup de force en se retranchant derrière la nécessité de mieux protéger sa frontière occidentale en créant un Etat-tampon pour se couvrir contre de futures agressions allemandes, et il réalise cette protection meilleure avant même que la guerre ne soit terminée en forçant, sous couleur de volontariat, des sujets allemands et autrichiens de nationalité polonaise à prendre les armes contre leurs patries respectives. Quatre jours après ce coup de violence (je continue mon hypothèse), le premier ministre russe prononce un pompeux discours de paix européenne, dans lequel il se déclare prêt à faire prévaloir sur terre et sur mer le principe du droit et du libre développement — ce sont les mots dont s'est servi le Chancelier —, à se mettre à la tête d'une ligue pacifique des peuples, etc., etc. Un bruyant et ironique éclat de rire n'aurait-il pas accueilli ces déclarations de l'homme d'Etat russe, non pas seulement en Allemagne et en Autriche, mais même dans tout le monde neutre — particulièrement dans le premier des pays pacifistes, en Amérique? Qui que ce soit au monde aurait-il cru à la sincérité d'un pacifisme qui aurait été désavoué quelques jours auparavant par un acte du plus flagrant antipacifisme? *L'idée de l'Etat-tampon, de la protection militaire des frontières est vieux jeu, très vieux style. L'idée de l'organisation juridique des peuples est nouveau jeu, très nouveau style.* Une conciliation des deux courants d'idée est logiquement impossible; une application simultanée des deux, pratiquement impossible. Si l'Allemagne, l'Etat assaillant, a besoin d'un Etat-tampon du côté de la Russie, comment donc pourrait-on refuser à la France, assaillie, un Etat-tampon du côté de l'Allemagne? L'organisation juridique des peuples européens doit rendre tout Etat-tampon superflu. C'est le seul sens et le seul but de cette organisation. Le droit doit être le tampon qui empêche les collisions et rend superflu tout „tamponnage" matériel.

Le pacifisme confirmé et proclamé par M. de Bethmann les 5 et 9 novembre 1916 est le *pacifisme de la force.* Nous autres nous voulons *la force du pacifisme.* Aucun pont ne relie ces deux rives l'une à l'autre.

* * *

J'en ai dit assez pour permettre d'apprécier les plus récents buts de paix bethmanniens *du point de vue européen.*

Leur appréciation du point de vue du *peuple allemand* se présente tout différemment.

Le fait que le Chancelier allemand se place pour la première fois sur le terrain pacifiste en novembre 1916, après vingt-sept mois de guerre, sous la pression d'événements militaires et économiques, et en raison du peu d'espoir de pouvoir dicter une paix directe aux adversaires de l'Allemagne, alors que les chefs de l'Entente, le Tsar russe en tête, avaient déclaré depuis des dizaines d'année que ce terrain pacifiste était la seule base possible et sûre pour la paix de l'Europe;

le fait qu'il fallut les atrocités indicibles d'un carnage de plus de deux ans et la destruction de richesses inouïes dans les parties les plus civilisées du monde, pour que les gens au pouvoir en Allemagne commençassent à reconnaître ce que les hommes d'Etat d'Angleterre, de France, de Russie, d'Amérique, de Belgique, de Hollande, etc. et en général les esprits avancés du monde entier, avaient depuis longtemps reconnu: la nécessité d'une organisation juridique des peuples au lieu du principe de violence qui règne jusqu'à présent;

le fait que pendant les douze jours critiques la guerre pouvait être facilement évitée si M. de Bethmann avait dès alors reconnu l'efficacité des moyens pacifistes qu'il préconise aujourd'hui comme baume propre à guérir les plaies béantes de l'humanité;

tous ces faits autorisent le peuple allemand à demander compte à ses gouvernants des actes qu'ils ont commis et de ceux qu'ils ont omis.

Au cas où les buts de paix de Bethmann seraient bien sérieusement voulus par lui, au cas où vraiment ils prépareraient la voie à des négociations de paix et finiraient par amener la paix, il y aurait certes lieu de s'en réjouir et de s'en féliciter cordialement du point de vue de l'Europe, du point de vue de l'humanité. Mais du point de vue du peuple allemand, les crimes commis n'en deviennent que plus graves du fait que leur auteur les avoue lui-même par son attitude actuelle. Pour ce qui est de la question de culpabilité, il nie encore. Ses dénégations ne nous touchent pas et ne l'innocentent pas, car les preuves de culpabilité sont formelles. *Quant à la question des buts de guerre, il avoue.* S'il est aujourd'hui vrai que la paix de l'Europe ne peut être assurée que par l'organisation pacifiste de la famille des peuples européens, cela était aussi vrai en 1899, comme aussi en 1907 et

dans les années suivantes, cela était vrai avant tout dans les derniers jours de juillet de 1914. Si l'on admet aujourd'hui que les conflits internationaux peuvent et doivent à l'avenir être soumis à un tribunal d'arbitrage dont la décision fera loi, le conflit austro-serbo-russe de la fin de juillet 1914 pouvait aussi être renvoyé à la Cour d'arbitrage de la Haye qui se serait prononcée. Pendant près de vingt ans, le Gouvernement allemand — toujours soutenu, comme de juste, par son allié autrichien —, a rejeté loin de lui toute idée pacifiste, a toujours ironiquement opposé à de semblables „utopies" la seule politique qui se justifie: la „Realpolitik"; il a toujours été inexorablement hostile à toutes propositions d'ordre pratique pour peu qu'elles fussent de nuance pacifiste, et n'a vu le salut de l'Allemagne que dans le glaive bien aiguisé, dans l'armure soigneusement polie. Il fallut que la guerre la plus sanglante dans l'histoire de l'humanité remplît le monde de son fracas, pour que les maîtres des destinées de l'Allemagne reconnussent enfin ce que le reste du monde civilisé avait reconnu dès le temps de paix, ce à quoi il avait travaillé avec un zèle infatigable malgré toutes les résistances de l'Allemagne. M. de Bethmann concède aujourd'hui que *l'Allemagne a fait fausse route pendant toutes ces dizaines d'années passées*, si tant est que ses déclarations du 9 novembre aient été faites dans un esprit sincère. C'est parce qu'elle a fait fausse route que l'Allemagne, et le monde avec elle, ont été précipités dans cet indicible malheur. C'est cela qui a préparé le terrain pour la guerre, qui a amené la guerre et qui l'a prolongée pendant plus de deux ans, jusqu'aujourd'hui. Ce que le Chancelier a dit le 9 novembre n'est rien d'autre que *l'aveu de culpabilité du pécheur repentant.* Qu'il avoue, tant mieux; il y a tout au moins ainsi plus de chances de paix que s'il s'obstinait dans son entêtement. Mais la faute n'est pas expiée par l'aveu. La triple culpabilité dont le peuple allemand aura à demander réparation à ses gouvernants demeure la même, après comme avant, et comprend:

un attentat contre le passé, un attentat contre le présent, un attentat contre l'avenir.

Cette culpabilité envers l'avenir — je l'ai déjà montré ailleurs — subsiste intégralement, même si elle ne peut pas être traduite en acte, sous la pression des circonstances extérieures. Encore au printemps de 1916 le Chancelier d'empire voulait dicter une paix allemande, c'est-à-dire une *paix par la violence* aux ennemis qu'il croyait pouvoir vaincre — et cette volonté, il l'a encore manifestée

dans les actes, le 5 novembre. Sa *volonté* tendait à instaurer de nouveau en Europe un soi-disant état de paix à base de canons et de baïonnettes, un état de guerre latent, une anarchie des peuples. Cette volonté constitue à elle seule un attentat contre l'avenir. La seule chose qui manquait aux maîtres des destinées de l'Allemagne pour mettre à exécution leur volonté, c'était la *force,* la force militaire et économique. Voilà pourquoi on fait brusquement volte-face, voilà pourquoi on abandonne la voie de la violence pour s'engager dans celle de la paix. Mais la culpabilité n'est aucunement supprimée par là.

Le peuple allemand exigera des responsables une reddition de comptes pour ce triple attentat.

□□□

L'HISTOIRE VIVANTE [1]

La poste m'apporte un numéro de la *Revue critique* (18 novembre) avec un article de M. Hauser, article admirable de justesse, sur „la frontière du Rhin". Je ne saurais mieux faire que d'en reproduire ici quelques passages, en anticipant forcément sur l'autorisation que l'amitié de l'auteur m'accordera sans doute.

Il s'agit en effet d'un problème qui préoccupe vivement les amis de la France. De tous les Alliés c'est elle qui a proclamé le plus nettement (fidèle aux idées de la Révolution) le principe du respect des nationalités. Je suis de ceux qui ont accordé à ces déclarations de la France une confiance entière, et qui espèrent en silence que son autorité sur ses Alliés, à l'heure de la paix, sera proportionnée à ses sacrifices, à son héroïsme. On ose dire, sans faire tort à personne, que depuis le mois d'août 1914 la France s'est mise, moralement, au tout premier rang des Puissances européennes; elle est vraiment, comme l'a dit Edison, „l'étendard glorieux" de la justice et de la liberté; ses ennemis eux-mêmes le reconnaissent; elle s'est révélée au monde et à elle-même; elle a lavé ses fautes dans le sang des héros; elle est aujourd'hui plus grande que jamais; on l'aime sans arrière-pensée, comme on aime la lumière, purement.

Or, depuis quelques mois, il nous arrivait de France, de temps

---

[1]) Cet article devait paraître le 15 décembre; faute de place, je n'en ai publié qu'une dizaine de lignes, dans l'édition française, pour remplir une page.

à autre, des articles, des brochures, des livres même, qui pourraient inquiéter des amis moins convaincus. On y voyait percer, de ci de là, l'ancienne idée de la frontière du Rhin (donc des annexions de pays nettement allemands), comme aussi cette autre idée de briser le faisceau de l'Empire, de ramener l'Allemagne à l'état d'avant 1870 (donc de s'immiscer dans sa politique intérieure).

C'est au fond la thèse d'un livre de M. Driault: *Les traditions poiitiques de la France et les conditions de la paix* (Alcan 1916) et c'est en critiquant ce livre que M. Hauser écrit entre autres choses:

Il y a chez M. Driault „une théorie historique: le Rhin, frontière de la Gaule, a été de tout temps la frontière idéale, la frontière désirée, les géomètres diraient: la *limite* de la France ... Cette thèse me laisse froid. Je me défie de ce patriotisme archéologique, ayant appris à me défier de ces arguments au moyen desquels les professeurs allemands nous apprenaient que Strasbourg et Metz étaient allemands, et nous auraient aussi bien démontré le germanicité de *Nanzig*, de *Tull*, ou même de cette héroïque *Virten* que nos soldats les ont forcés de nommer Verdun.... Rendrons-nous la Narbonnaise à l'Italie, parce qu'elle était romaine avant Vercingétorix? Comme disait Renan, avant d'être celtique, ou tudesque, ou romaine, toute la Gaule était aux gorilles."

„Il m'importe peu que le Rhin ait été un „dieu gaulois". Il eût été un dieu ibère que cela ne me ferait pas Espagnol... Gaule ou Gallia, ceci est tout un, et c'est le passé. France, c'est le présent — un présent où il entre, je le vois, bien des éléments de ce passé, mais des éléments vivants, adaptés aux conditions nouvelles, et d'où surgira l'avenir."

„Il serait dangereux de trop remuer tout ce passé mort, et de bien étranges odeurs pourraient sortir de ces cadavres. Comment prendre M. Driault au sérieux quand il nous montre dans les traités de Westphalie la grande charte des libertés germaniques, quand il nous affirme que la France du XVIIIe siècle n'intervenait en Allemagne que pour défendre ce pays contre les ambitions qui menaçaient ses libertés? ... J'ai encore le souvenir des belles leçons où, il y a trente ans, M. Lavisse nous dépeignait l'Allemagne de 1648, soumise au joug de l'étranger, ... vouée à l'anarchie et à l'impuissance. Et c'est par là, par une réaction toute naturelle contre l'oppression Louis-quatorzienne, qu'il expliquait la naissance du

patriotisme germanique, qu'il justifiait le rôle du Brandebourg. De grâce ne réveillons pas ces controverses ... Nous travaillons pour l'histoire vivante, et non pour un musée archéologique."

„Veut-on, sous prétexte que César a battu Arioviste, faire entrer au Parlement français le député protestataire de Mayence ou celui de Trêves? Allons-nous ouvrir à nos flancs, et contre nous, une nouvelle question d'Alsace?... Mais alors, de quel front parlerons-nous, comme le fait M. Driault, de la mission de la France, de la France libératrice, de la France émancipatrice des nationalités, de la France qui met sa force au service de la paix par le droit? Il y aurait hypocrisie à recourir au droit de la force tout en se réclamant de la force du droit."

„Il faut choisir: ou bien une France conquérante, une France devenue bismarckienne, treitschkéenne, moltkéenne, vouée à la politique réaliste et pour qui puissance est synonyme de droit. Ou bien une France qui soit la France, celle que Michelet a vue dans ses rêves, celle qui s'impose à l'admiration du monde, celle qui a tant contribué à accroître, comme dit un Américain, le capital moral de l'humanité. — Demandez à nos poilus laquelle de ces deux Frances ils veulent être. Demandez à ceux de la Marne, à ceux de l'Yser, à ceux de Verdun pour quelle cause ils sont tombés".

M. Hauser exprime ici, je le sais par des témoignages nombreux, la conviction de la très grande majorité des Français. Il est bon qu'on le sache en Suisse. — J'imagine bien qu'une victoire complète, écrasante, pourrait encore griser plus d'un esprit. A supposer cette victoire et cette griserie, une France conquérante pourrait dire aux neutres: „De quoi vous mêlez-vous?" Soit; elle obtiendrait sans doute le respect craintif de ceux-là même qui la combattent aujourd'hui; mais elle y perdrait l'amour et la foi de ceux qui furent heureux de l'aimer et de croire en elle aux jours les plus sombres de 1914. Loin de nous infliger cette douleur, elle répondra à l'attente de ceux qui, frémissants, regardent à l'horizon poindre l'aube nouvelle.

ZURICH E. BOVET

□□□

LEIBNIZ' VERSÖHNUNGSBESTREBUNGEN

ZUR ZWEIHUNDERTJÄHRIGEN WIEDERKEHR SEINES TODESTAGES

Befänden wir uns jetzt nicht im Zustande des „bellum omnium contra omnes", so würde sicher die ganze Kulturwelt den Anlass der zweihundertjährigen Wiederkehr des Todestages Leibniz' (14. November) benutzt haben, um seine Verdienste zu würdigen. Denn Leibniz ist, trotz seiner grunddeutschen Abstammung und Geistesart, durch und durch Weltbürger. Vor allem ist er in seiner Jugend nicht nur von der deutschen Mystik und Reformation, sondern auch vom Auslande stark beeinflusst worden. Strömungen wie der Platonismus und der Neoplatonismus und Werke von Männern wie Bacon, Cardano, Campanella, Kepler, Galilei und Descartes haben seinen Geist mächtig befruchtet. Von großer Bedeutung ist in dieser Hinsicht sein fast vierjähriger Aufenthalt in Paris (1672—1676), und zwar sowohl wegen der intensiven Studien, die er dort gemacht hat, als wegen des persönlichen Verkehrs mit einigen der hervorragendsten Vertretern des damaligen französischen Geisteslebens. So unterhielt er sich über Philosophie und Theologie mit Arnauld, studierte die mathematischen Arbeiten von Pascal und arbeitete insbesondere mit dem großen Mathematiker und Astronomen Huygens. Mit Recht bemerkt Kuno Fischer: „Leibniz hätte in seinem Zeitalter nie ein europäischer Schriftsteller werden können, wenn er kein *französischer* geworden wäre. Er ist es in Paris geworden. Ein Mathematiker ersten Ranges ist Leibniz in Paris geworden und konnte, wie damals die Lage dieser Wissenschaft war, eine solche Höhe schwerlich in Deutschland erreichen." Kein Wunder daher, dass in der Sitzung vom 13. November 1717 der Pariser Akademie der Wissenschaften ihr beständiger Sekretär Fontenelle eine schwungvolle Lobrede auf Leibniz hielt, und dass die französische Buchhandlung Charpentier in der Vorrede zu einer Ausgabe der Werke Leibnizens sich bis zur Behauptung verstieg, nur Frankreich sei würdig, diese Werke herauszugeben.

Was uns aber am meisten berechtigt, Leibniz als einen Weltbürger, ja als den größten Weltbürger unter den Philosophen zu bezeichnen, ist seine gesamte Lebensarbeit, ich meine seine Ver-

mittlungs- und Versöhnungsbestrebungen. Leibniz' Weltbürgertum wurzelt tief in seiner Weltanschauung, die man am besten als *metaphysischen Pazifismus* bezeichnen könnte. Versöhnung und Vereinigung der Gegensätze — dieses von Nikolaus Kusanus geprägte Wort bildet das Leitmotiv des ganzen Leibnizischen Strebens, sowohl auf theoretischem wie auf praktischem Gebiet. Universalphilosophie, Universalreligion, Universalchristentum, Universalkirche, Universalprotestantismus, Weltfrieden — das sind die Wege, die er sein ganzes Leben hindurch sehnsuchtsvoll gesucht hat.

So ist er zunächst auf dem Gebiete der *Philosophie* wesentlich bestrebt, die Gegensätze, die zwischen den Denkern sowohl seiner Zeit als auch der Vergangenheit bestehen, zu vereinigen. Er möchte Plato mit Demokrit, Aristoteles mit Descartes, die Scholastiker mit Denkern der Neuzeit, den Descartesschen Rationalismus mit dem Lockeschen Empirismus versöhnen. Jeder Sektengeist, jeder Exklusivismus ist ihm zuwider. Leibniz hat zuerst zu behaupten gewagt, dass die Geschichte der Philosophie kein bloßes Nebeneinander von willkürlichen individuellen Meinungen ist, sondern vielmehr der Fortschritt, die schöpferische Entwicklung einer Art ewigen Philosophie. Insofern ist er zum Begründer des Eklektizismus im Sinne einer Versöhnung der Gegensätze in einer höheren Einheit geworden. Die Gleichung „Harmonia universalis, id est Deus" bildet den Ausgangspunkt seiner Metaphysik. Er möchte Religion und Philosophie, die theoretische Weltanschauung und die Bedürfnisse des praktischen Lebens, die Zweckursachen und die wirkenden Ursachen in Einklang bringen. In der Natur jedes Dinges entdeckt er Seele und Körper, zwischen denen eine vollkommene Übereinstimmung stattfindet, die in beiden ursprünglich von Gott gesetzt ist. Das nennt er „vorherbestimmte Harmonie", kraft deren die Welt wie jede Monade, d. h. jede Einheit von Seele und Leib, Einheit in der Mannigfaltigkeit und Mannigfaltigkeit in der Einheit ist. Leib und Seele gleichen demnach zwei Uhren, die, ohne aufeinander zu wirken, miteinder übereinstimmen. Die Seele ist die Einheit des Körpers, der Körper ein Gesichtspunkt der Seele. Also gibt es zwischen den verschiedenen Wesen nur einen Gradunterschied. Gott ist die höchste Monade.

Mit dieser metaphysischen Grundüberzeugung hängt der ganze praktische Pazifismus Leipniz' zusammen. Im Gegensatz zum

Skeptiker Bayle, z. B., der Offenbarung und Philosophie für unversöhnlich hielt, und meinte, dass derjenige, der Christ sein will, auf den Gebrauch seiner Vernunft verzichten müsse, behauptet Leibniz, dass nicht alles, was übervernünftig ist, widervernünftig sei. Das Wunder, weit entfernt, eine Abweichung der Naturgesetze zu sein, bedeutet vielmehr das Eintreten einer höheren in eine niedere Ordnung, das Eingehen des Reiches der Gnade in das Reich der Natur, Versöhnung beider Reiche. Leibniz hält das Christentum für die beste positive Religion, weil der Kern desselben die Überzeugung bildet: Gott ist die Liebe. Und da nun alle Formen des Kultus gut sind, die zu diesem Werke beitragen, so kämpfte Leibniz mit aller Energie um eine Versöhnung und Vereinigung der christlichen Kirchen, namentlich aber der katholischen und protestantischen einerseits und der protestantischen untereinander anderseits. Das tat er auch deshalb, weil er in der Versöhnung der vom Protestantismus verkündigten geistigen Autonomie und der vom Katholizismus erstrebten Universalität jene Vereinigung des Individuellen mit dem Universalen, der Mannigfaltigkeit mit der Einheit, der Spontaneität mit der Harmonie erblickte, die nach seinem Dafürhalten das Gesetz des Seins und der Vollkommenheit bildet.

In hohem Grade charakteristisch für die vermittelnde Tätigkeit Leibniz' ist sein Versuch, die Allmacht, Allweisheit und Allgüte Gottes mit dem *Übel* in der Welt zu versöhnen. Das Übel ist nach Leibniz ein unvermeidliches Mittel, eine Bedingung zum Guten, ungefähr so wie die Schatten in einem Gemälde und die Dissonanzen für die Harmonie in der Musik. Das Übel kann insofern nicht der wirklichen Welt den Vorzug rauben, die beste zu sein. Also widerspricht es nicht der Vollkommenheit Gottes.

Unter den praktischen Versöhnungsversuchen Leibniz' im engeren Sinne, verdient in erster Linie die Gründung der Akademie der Wissenschaften in Berlin hervorgehoben zu werden. Die äußere Anregung dazu erhielt er allerdings von der Pariser Akademie; aber auch hier war sein leitender Gedanke die Harmonie, die Organisation, die Vereinigung und Durchdringung der einzelnen Teile zu einem Ganzen. Davon versprach er sich eine große, gegenseitige Befruchtung und Bereicherung der Wissenschaften, und damit eine Vervollkommnung des Lebens. Nach dem Vorbilde der

Berliner Akademie und unter der Initiative von Leibniz sind auch die Akademien in Dresden, Wien und Petersburg gegründet worden.

Als ein wirksames Mittel für die Vereinigung und Verständigung betrachtete Leibniz die Erfindung eines „Gedankenalphabets", d. h. einer Universalschrift, die statt des Wortes oder des Zeichens der Gedanken die Gedanken selbst bezeichnet, in welche die Gedanken unmittelbar einmünden. Dadurch wurde Leibniz zum Bahnbrecher aller späteren Versuche einer Universalsprache.

Endlich war Leibniz unermüdlich bestrebt, auf dem Gebiete der *Politik* vermittelnd und versöhnend zu wirken. Gewiss lag ihm zunächst das Wohl seines engeren Vaterlandes am Herzen, und wenn er z. B. Ludwig XIV. für einen Feldzug nach Ägypten zu interessieren suchte, so geschah das in erster Linie, um Deutschland vor den Eroberungsplänen dieses Monarchen zu schützen. Aber anderseits steht sein deutscher Patriotismus keineswegs im Gegensatz zu seinem europäischen Patriotismus. Auch hier war sein Ideal der Harmonie ausschlaggebend. In der Gründung eines starken Bundes innerhalb Deutschlands erblickte er eine Bedingung für das Zustandekommen eines europäischen Völkerbundes, in der Herstellung des europäischen Gleichgewichts den Weg zur Herbeiführung einer harmonischen Verfassung der Völker. Die imperialistischen Tendenzen der einzelnen Staaten sind nach Leibniz gefährlich nicht nur für die Ruhe Europas, sondern auch für die Wohlfahrt dieser Staaten selbst. Am besten gedeiht ein Staat, wenn er sich als Glied des Ganzen betrachtet und dadurch zugleich den Krieg vermeidet. Das Heil Europas liegt somit in der Gründung eines europäischen Staatenbundes, in der Verwirklichung der europäischen Staatenharmonie.

GENF J. BENRUBI

□□□

La Suisse est le noyau cristallin de l'Europe libre. Elle est la source des fleuves et le confluent des civilisations. Elle est le représentant continental de l'idée anglaise du „self-government", en même temps que le théâtre où les deux grandes races germaine et latine, renonçant à leur antagonisme, sans renoncer à leur individualité, échangent pacifiquement les biens qu'elles possèdent en propre et s'unissent dans la liberté. CH. SECRÉTAN

La paix entre les nations ne saurait s'établir qu'avec la paix à l'intérieur de chaque nation. CH. SECRÉTAN

UNSERE AUSWÄRTIGE VERTRETUNG UND IHRE KRITIKER

(Schluss)

Vor vierzehn Tagen haben wir verschiedene Einwände erörtert, die gegen das jetzige System unserer auswärtigen Vertretung erhoben worden sind; wir haben selbst mehrere Vorschläge zur Besserung gebracht.

Soll noch kurz von den besonderen Anforderungen gesprochen werden, die heute an einen führenden schweizerischen Vertreter im Auslande gestellt werden? Gewiss mancher wird bei dieser Frage die Achseln zucken, er wird es vielleicht sogar als eine Anmaßung empfinden, und doch, wir stehen nicht an zu behaupten, dass es im Interesse der guten Sache ist, das Publikum gerade hierin unzweideutig aufzuklären. Unsere Gesandten haben ihre Kritiker, zum Teil ihre sehr strengen Kritiker erhalten, sie haben aber auch in ihrem direkten Vorgesetzten, Bundesrat Hoffmann, einen chevaleresken Verteidiger gefunden. Mit Recht! Wiederum sei es betont, die Veranlassung zur Kritik lag selten an der Person, fast immer im System. Solange das Land nicht zu einem den heutigen Verhältnissen sich mehr anpassenden Systeme greifen wird, dürfte auch der leidige Streit über die Berufungen an die Ministerstellen nicht aufhören. Solange wir die diplomatischen Subalternbeamten nicht konsequenter erziehen und so lange wir ihnen, den Erstberechtigten, die Möglichkeit einer gründlichen Vorbereitung für den Ministerposten fast von vorneherein nehmen, werden wir eben immer wieder auf das sogenannte Hiltysche System zurückgreifen müssen und die Gesandten größtenteils anderen Berufen zu entnehmen haben. Man wird je nach dem Posten in Zukunft noch mehr darüber diskutieren, ob derselbe mit einem Ökonomen oder mit einem Politiker besetzt werden soll. Neben den Berufsangehörigen werden hervorragende Staatsmänner, Vertreter der Finanz- und Handelswelt, der Presse, Universitätslehrer in Frage kommen — Männer, die als Parteipolitiker nicht allzusehr extremen Richtungen angehört haben. Das Hiltysche System verdient aber nur so lange grundsätzliche Anerkennung, als in den diplomatischen Kreisen nicht genügend Nachwuchs vorhanden ist. Die Regierung hat daher mehr denn je

in ihrem eigenen Interesse darauf hinzustreben, sich Diplomaten zu schaffen, die jederzeit und an jedem Posten ihren Mann ganz zu stellen vermögen.

Wenn heute ein Minister im Glauben aufgewachsen ist, alles selbst besorgen zu müssen, wenn er sich auf seine Untergebenen nicht verlassen kann oder darf, wenn er täglich viele Stunden mit leidiger Bureauarbeit zubringen muss, soll ihm da ein Vorwurf gemacht werden, dass er der politischen Arbeit — der eigentlichen Berufsarbeit — sich zu wenig widmet? Soll er einem Attaché ein Geschäft anvertrauen, wenn der Legationsrat kaum chiffrieren darf? Die unheimliche Geheimnistuerei in unserer auswärtigen Politik hat sich durchaus nicht bewährt. Gewiss jedermann weiß, dass es hier viel, sehr viel gibt, das nicht an die große Glocke, ja nicht einmal über die vier Wände des Sitzungssaales darf hinausgetragen werden — aber neben diesen Staatsweisheiten gibt es eben noch unendlich viel, über das das Volk gerne Aufschluss hätte, über das im Interesse der Staatengemeinschaft und des internationalen Verkehrs Aufklärung geschaffen werden sollte. Die Gesandtschaft ist nichts weniger als ein „Spionagebureau", wie von auswärtiger Seite mit Recht betont wurde, im Gegenteil gerade für uns Schweizer ist alles zu vermeiden, was einer Geheimpolitik gleichkäme — es ist das für den diplomatischen Verkehr geradezu ein staatserhaltender Fundamentalsatz.[1]) Es spricht gewiss nicht von Staatsklugheit, wenn man auf Gesandtschaften mehrjährigen subalternen Diplomaten die politischen Berichte vorenthält. Wir haben uns wiederholt davon überzeugen können, dass bei Subalternen absolute Unkenntnis über das herrschte, was am Ministertische vorging. Viele Diplomaten getrauen sich nicht zu bekennen, dass sie ohne jede Orientierung sind, sie hüllen sich in geheimnisvolles Schweigen — weil sie nichts wissen! Der subalterne Diplomat ist viel zu sehr Beamter und viel zu wenig Kollege und Mithelfer. Sobald einmal der wirtschaftlich und juristisch geschulte Attaché oder Sekretär zum Abteilungschef an der Legation promoviert wird,

---

[1]) Ein Verschweigen von außenpolitischen Debatten, die vor einigen Jahren in den eidgenössischen Räten stattgefunden hatten und auf deren Wiedergabe im amtlichen stenographischen Bulletin verzichtet worden ist, war sicherlich damals nicht geschaffen, das Vertrauen in die Leiter der auswärtigen Politik zu stärken. Vgl. auch E. Bovet in *Wissen und Leben,* IX. Jg. 1916, S. 981 ff.

dürfte dieses lose Verhältnis mit einem Male viel festere Formen annehmen, die Mission erhielte damit einen Willen, ein politisches Ziel. Neben allgemeinen Leitsätzen wird die Bundesbehörde den einzelnen Posten zweifellos auch bestimmte ihren Rayon umfassende Aufgaben zu erteilen haben. Sie wird, wie C. Hofer mit Recht betonte, Doktrinen aufstellen, an denen kein Gesandter mehr zu rütteln hat, Axiome, die dem Lande im völkerrechtlichen Verkehr den Charakter eines politischen Fixsterns verleihen, unwandelbar und selbstbestimmend.[1])

Was zweifellos für die ganze Bundesverwaltung als eine grosse Wohltat angesehen würde, die Einführung einer Altersgrenze und die damit verbundene Pensionierung, soll auch für unsere auswärtigen Vertretungen in empfehlendem Sinne hervorgehoben werden. Man wird damit nicht nur verdienten Staatsmännern die Gelegenheit geben, nach langer, treuer Mitarbeit sich einige Jahre der Ruhe zu gönnen, sondern man wird damit auch tüchtigen Köpfen, die bisher durch jahrzehntelanges Warten an Arbeitsfreudigkeit oft eingebüßt hatten, wieder mehr Chance auf Beförderung zusichern können. Niemand wird es unsern Gesandten verargen, wenn sie bis zu ihrem Ende in Amt und Würde verbleiben, so lange ihnen der Staat keine Pension gewährt. Die meisten sind von Haus aus wohl vermöglich, ihre hohe Stellung hat sie aber zu derart großen Ausgaben verpflichtet, dass trotz der anscheinend hohen Besoldung von einer Ersparnis nicht die Rede sein kann.

Verhältnismäßig geringe Bedeutung wurde auch den Wünschen des Empfangstaates beigemessen. Einen Minister, der sich in einem Lande, bei einer Behörde keiner Beliebtheit erfreut, sollte man, seine diplomatischen Qualifikationen vorausgesetzt, mit einer andern Mission betrauen. Die nationale Selbständigkeit leidet damit keineswegs — im Gegenteil, eine solche Versetzung zeugt von politischer Klugheit. Persönliche Rücksichten dürfen in solchen Fällen nur in letzter Linie in Erwägung gebracht werden. Wenn ein Gesandter es nicht versteht, von Anbeginn alle Wege zu ebnen, kleinste Missbehagen zu entfernen, dann wird seine Stellung mit den Jahren mmer unhaltbarer, mag er seiner Behörde noch so gute Berichte einsenden. Die persönliche Fühlung, die persona gratissima wird

[1]) Vgl. M. Huber, „Der schweizerische Staatsgedanke“ in *Schriften für Schweizer Art und Kunst,* Heft 29.

eben immer die besten Dienste leisten. Man hat von unsern schweizerischen Diplomaten oft behauptet, dass sie, wenn es ihnen wirklich daran gelegen ist, die bestinformierten Diplomaten der Welt sein können.[1]) Politische Offenheit, Zuverlässigkeit der Untergebenen, reelle Anschauungen über die Umgebung, natürliches Taktgefühl sollen dabei der Schweiz besonders zustatten kommen! Heute möchten wir noch eine weitere Qualifikation hinzufügen, die ebenfalls unser diplomatisches Prestige nur fördern kann. Die hervorragende und dankbare Vermittlerrolle ist wie geschaffen, das Ansehen und die Bedeutung unserer Diplomatie zu heben. Die schweizerischen Diplomaten, durch Sprache und Rasse mit beiden Kriegsparteien nahe verwandt, sind in der einzigen Lage, eine versöhnende Stellung einnehmen zu können, ohne ihr Land irgendwie zu kompromittieren.

Der geheime Wunsch des Starken, den Kleineren wenn nicht in sich aufgehen zu lassen, so doch ihn wenigstens in seine Abhängigkeit zu bringen, darf die Schweiz nie in einem falschen Wahne von Neutralitätsgarantie einschlummern lassen. Die Landesregierung wird jederzeit, und in Zukunft noch in erhöhtem Maße, jede Gelegenheit zu benützen haben, die nationale Selbständigkeit als höchstes Ideal der schweizerischen Demokratie aufzustellen. Dieses Ideal jederzeit mit allen Mitteln zu schützen, ist die schwere und erste Aufgabe unserer auswärtigen Vertreter. Unsere Außenpolitik, die mit den sie vertretenden Persönlichkeiten so eng verbunden ist, verträgt am allerwenigsten eine engherzige Politik, wie wir sie leider vielfach aus unsern kleinen, ländlichen Verhältnissen herüberzunehmen gewohnt sind; Personen- und Parteifragen sollen ihr weichen. An ihrer Stelle wird in Zukunft eine Politik der unbedingten Ehrlichkeit, der parfaite honnêteté, wie sie uns der Krieg aufgezwungen hat, erhöhte Bedeutung erhalten. Selbst wenn unsere Diplomaten sich weniger mit Problemen großer Politik beschäftigen dürfen und können, so besteht für sie doch eine Mission von universeller Bedeutung, die der kleinen Völker ureigenstes Privileg zu sein pflegt, die führende Stellung auf sozialem und rechtlichem Gebiete. In einer ebenso groß gedachten wie gründlich durchgeführten Kleinarbeit liegt das Geheimnis unserer Diplomatenkunst, im richtigen Einfügen unseres staatlichen Kleinkörpers in das über-

---

[1]) Vgl. L. Vogel, Minister Roth, in *Schweizerland*, Jg. 1916, S. 441.

mächtige Weltgefüge, im wohlabwiegenden Einschätzen großer und kleiner Verhältnisse, in einem Anpassungsvermögen, bei dem man große Proportionen in ihre Teile, ja Atome zu zerlegen versteht, in der scharfen Erkenntnis unserer kleinsten Bedürfnisse. Kleinarbeit bedeutet keine Bureauarbeit, sondern das unausgesetzte Bestreben zu einer bestmöglichen Interessenvertretung im Rahmen unserer kleinstaatlichen Entwicklung [1]).

Das Problem der Annäherung mit den uns vielfach noch fernstehenden Kleinstaaten, die Erforschung aktueller wirtschaftlicher Postulate, die Vermittlung internationaler Institutionen, die Förderung von Verkehrsprojekten, [2]) die Mitarbeit an internationalen Handelsorganisationen, gleichgültig, ob die Unternehmen auf staatlichen und individualistischen Prinzipien aufgebaut werden sollen, genügen wohl, um nicht nur das Leben eines Gesandten auszufüllen, sondern um auch eine ganze Mission vollauf zu beschäftigen. Es werden ferner die Beobachtung von staatlichen und sozialen Einrichtungen, die für die schweizerische Volkswohlfahrt von Nutzen sein können, die Förderung von Handel und Industrie, die intensive Fühlungnahme mit der Konkurrenz, die Bekämpfung schädlicher Einflüsse, in Zukunft im diplomatischen Arbeitspensum eine Bedeutung einnehmen, die bis zur Stunde nicht berücksichtigt werden konnte. [3])

---

[1]) Vgl. P. H. Schmidt, *Die Schweiz und die europäische Handelspolitik*, Zürich 1914 und *Handelspolitische Neuorientierungen* in *Neue Zürcher Zeitung*, Exportbeilage, Jahrg. 1916, Nr. 5, und H. Tondury, *Wirtschaftliche Unabhängigkeit*, Zürich 1916.

Bei Anlass der Reorganisation der Bundesverwaltung im Frühjahr 1914 fanden in den Räten wiederholt Debatten statt, bei denen verschiedene der ebengenannten Postulate auch erwähnt worden sind. Das Arbeitsfeld unserer Diplomatie wird im Bundesgesetz über die Organisation der Bundesverwaltung vom 26. März 1914 und in dem dazu gehörigen Bundesratsbeschluss betreffend die Zuständigkeit der Departemente und der ihnen unterstellten Amtsstellen zur selbständigen Erledigung von Geschäften vom 17. November 1914 nur kurz berührt. Vgl. Eidg. Gesetzessammlung u. F. Bd. XXX, S. 292 ff. u. Amtliches stenographisches Bulletin Jg. 1913.

[2]) Wir erinnern an das Problem der Rheinschiffahrt, eines Freihafens in Genua, an die schweizerische Kauffahrteischiffahrt auf der See u. a. m. Vgl. auch dazu über die Stellung eines schweizerischen Verkehrsamtes in C. Benziger, „Schweizerische Verkehrsprobleme“ in *Schriften für Schweizer Art und Kunst*, Hefte 39/40 und Eingabe des Verbandes Schweizerischer Verkehrsvereine an den h. Bundesrat in Sachen Schweizerisches Verkehrsamt vom 31. August 1916.

[3]) Es sei hier nur auf das für Kleinstaaten so verhängnisvolle Dumping-Systems aufmerksam gemacht, dessen schädlichen Wirkungen nur auf politischem Wege entgegengetreten werden kann.

Eine solche Arbeitsorganisation wird aber auch nicht mehr, einer bisherigen Gepflogenheit entgegen, gestatten können, dass jedes Departement, jede Abteilung selbst für geringfügige Dinge spezielle Unterhändler aussende. Diese Spezialmissionen sind wie gemacht, das Ansehen unserer Diplomaten zu untergraben. Ist besondere Kenntnis für eine Unterhandlung erforderlich, dann stelle man der Gesandtschaft den Spezialisten zur Verfügung, nur vermeide man mit halboffiziellen Emissären in fremden Staaten Beziehungen zu unterhalten. Auch hier gilt es nicht nur im Interesse der Organisation, sondern vor allem aus diplomatischen Gründen, alle Fäden in die Hand der Gesandten und Konsuln zu legen — das Vertrauen in unsere Vertreter soll derart fest sein, dass es für Außenstehende überhaupt unmöglich erscheint, auf anderem Wege etwas erreichen zu wollen. Aus diesem Grunde würde es sich ebenfalls empfehlen, wenigstens in loser Form auch andere offiziöse Institutionen des Auslands der Gesandtschaft zu unterstellen. Der Gesandte muss über die Tätigkeit der Verkehrsämter der Schweizerischen Bundesbahnen, über Handelskammern eingehend orientiert sein. Die bisherige Arbeit, die fast ohne jeden Kontakt erfolgte, darf schon im Interesse der politischen Zusammengehörigkeit nicht fortbestehen.

Es wurde bisweilen die Frage aufgeworfen, ob die Mächte die Schweiz an einem künftigen Friedenskongress teilnehmen lassen werden. Die Antwort wird unsere Behörde gewiss nicht schuldig bleiben — eine geeinte, starke Schweiz bedarf dieser völkerverpflichtenden Gelegenheit ebenso sehr, wie jeder kriegführende Staat. Gilt es doch einmal wieder auf lange Zeit hinaus — man denke nur an 1815 — den eidgenössischen Standpunkt, das staatserhaltende Glaubensbekenntnis der selbstgewollten Neutralität und Souveränität, mit allen ihren Rechten und Pflichten zu formulieren und in aller Feierlichkeit zu bekräftigen. [1])

Alle Anerkennung verdient das politische Departement, dass es, in Einsicht mancher Mängel, diese nach Möglichkeit zu beheben sucht. Umänderungen in der Verwaltung zählen ja bekanntlich

---

[1]) Vgl. W. Burckhardt, das Recht der Neutralen auf Verkehr mit andern Staaten im *Politischen Jahrbuch der Schweiz. Eidgenossenschaft*, Jg. 1915, S. 1 ff, und W. Martin im *Correspondant* vom 15. März 1916, wo speziell der Zusammenschluss der Neutralen befürwortet wird.

mit zu den schwierigsten Operationen auf diesem Gebiete. Es wird auch bei uns einige Zeit vergehen, bis der ganze Apparat einen neueren Anstrich erhalten hat. Wir dürfen, Behörden wie Außenstehende, nicht nur die Geduld nicht verlieren, sondern wir müssen uns stets auch daran erinnern, dass jeder, der in der Lage ist, am Gelingen des Ganzen mitzuarbeiten, keine Gelegenheit versäumen sollte, den Behörden ihre schwere Aufgabe zu erleichtern, indem er besonders in weiteren Kreisen aufklärend wirkt. Die abwechslungweise Berufung jüngerer Diplomaten an das politische Departement nach Bern, die Besetzung der Stelle eines Chefs der Abteilung für Auswärtiges mit früheren Gesandten, die Angliederung einer besondern Handelsabteilung bedeuten merkliche Fortschritte. Der oft gehörten Klage der Entfremdung unserer Diplomaten sucht man damit im Bundeshaus bestmöglich abzuhelfen. Der Informationsdienst, der bisher infolge einer ungesunden Bureaukratie stark gelitten hatte, erhielt ebenfalls einige Verbesserungen, die freilich heute noch ungenügend sind. Das politische Amt wird sich in Zukunft speziell in seiner Handelsabteilung immer mehr für die verschiedenen Ressorts des Auslandschweizertums einzurichten haben. Es wird sich als eine Zentralstelle ausbilden, bei der die Auslandsinteressen der Einheimischen wie der Auswärtigen stets eine kundige und verständnisvolle Vertretung finden werden. Eine Erweiterung in diesem Sinne scheint mit Rücksicht auf die Erfahrung anderer Staaten am besten nach Interessenzonen durchgeführt zu werden.[2]) Ist dem Schweizertum im Ausland nicht mehr gedient, wenn das auswärtige Amt und seine auswärtigen Vertreter tüchtigen Landsleuten in der Fremde zu angesehenen Stellungen verhelfen und sie unter einander in Beziehung bringen, statt ihre Tätigkeit fast nur auf Legalisationen und Reklamationen zu beschränken? Man rühmt unsern auswärtigen Landsleuten große Vaterlandsliebe nach; warum sucht man sie nicht enger mit der alten Heimat zu verbinden? Wie zahlreich sind nicht die Klagen in der Fremde über die Verständnislosigkeit der Behörden für die Bedürfnisse der Landesabwesenden! Wir haben uns gefragt, ob sich da nicht das bereits seit 41 Jahren bestehende *Korrespondenzblatt für die Schweizer und Schweizer-*

---

[2]) Vgl. auch den Vorschlag eines Konsularbureaus, wie ihn P. Mori in der Studie „Neue Wege in der schweizerischen Exportpolitik" in den *Schweizer Zeitfragen*, Heft 49, macht.

vereine im Auslande vielleicht in Verbindung mit einem Teile des *Handelsamtsblattes* zu einem vermittelnden Organe zwischen politischem Departement und Inlandschweizern einerseits und Gesandtschaften und Konsulaten mit den Auslandschweizern anderseits ausgebildet werden könnte.[1]) Ist es wirklich nötig, dass dieses Schweizerblatt par excellence in Berlin erscheint? Welchen Nutzen verspricht sich das Departement von der *Sammlung der Handelsberichte schweizerischer Gesandtschaften und Konsulate,* die meist 1—2 Jahre nach Einlieferung erscheinen und vielfach nur Auszüge aus den offiziellen Handelsberichten der fremden Staaten enthalten? Durch die Veröffentlichung von in periodischer Reihenfolge erscheinenden Mitteilungen ist der Geschäftswelt sicherlich besser gedient, als durch diese Agglomeration, bei der wie gesagt das Studium spezifisch schweizerischer Wirtschaftsprobleme sehr zurücktritt. Wie steht es ferner mit der so wichtigen Statistik des Auslandschweizertums? Eine systematische Vorbereitung für unsere Handelsverträge kennt unsere Verwaltung zur Zeit kaum, man ist meist auf das Material des Handels- und Industrievereins angewiesen. Wie ließe sich z. B. da nicht die Zentralbibliothek zu einem nützlichen Institute ausbilden, indem man dem Institute mehr den Charakter eines zeitgenössischen Wirtschaftsarchives geben würde. Zur Übernahme des mit den Jahren auszuscheidenden Materiales würde sich das Wirtschaftsarchiv in Basel, das in erster Linie dem Wirtschaftshistoriker dienen soll, gewiss gerne bereit erklären.

In neuester Zeit hat das politische Departement auch eine Presseabteilung erhalten. Diese Neuerung entsprach einer dringenden Notwendigkeit, sofern dieses Amt auch wirklich zum politischen Informationsbureau ausgebildet wird. Der Presse soll an dieser

---

[1]) Der Verfasser würde es begrüßen, wenn Herr Trudel, der verdiente Herausgeber des *Korrespondenzblattes,* sich dazu entschließen könnte, seinen Redaktionssitz in der Schweiz zu nehmen. Seine reiche Erfahrung, unterstützt von behördlichen Communiqués, würde dem wertvollen Organe eine Bedeutung verleihen, die ihm heute infolge seiner auswärtigen Redaktion nicht vergönnt ist. Eine französische, vielleicht sogar italienische Ausgabe könnte da mit Staatsunterstützung viel eher in Angriff genommen werden. Die verschiedenen, dem schweizerischen Verkehr im Auslande dienenden Blätter, wie *Le Courrier suisse du Rio de la Plata,* das *Argentinische Wochenblatt, Der Schweizer,* in New York erscheinend, das *Bulletin bi-mensuel du Cercle commercial suisse* in Paris und *Der Schweizerfreund* von St. Louis würden sich gewiss gerne zu gemeinsamer Aktion verständigen.

Stelle Gelegenheit geboten werden, ihre Erkundigungen einzuziehen, die Behörden erhalten damit eine Instanz, durch welche sie die wünschenswerte Aufklärung bequem der Öffentlichkeit zukommen lassen können. Die Presseabteilung wurde nicht als Zensurbureau geschaffen, sie ist nicht da, um Dementis auszufertigen; ihr vornehmster Zweck ist, dem Volke Aufklärung zu bringen über die Handlungen seiner Behörden, über die obrigkeitliche Auffassung in unserer Außenpolitik. Sie soll unserer in Fragen der Außenpolitik größtenteils wenig geschulten Presse entgegenkommen. Das Amt darf überzeugt sein, dass ihm die letztere für solche Arbeit Dank wissen wird. Eine Gelegenheit zu engem Zusammenarbeiten — eine entente cordiale, wie sie mit Recht genannt wurde — sollte damit zwischen dem politischen Departement und der Diplomatie einerseits und der Presse anderseits geschaffen werden; sie allein vermag jene verhängnisvollen Fehler zu beheben, die unserem guten Rufe in letzter Zeit so schweren Schaden zugefügt haben. Unsere auswärtige Politik darf nicht in ein Versteckenspielen ausarten, bei dem es sich nachträglich gewöhnlich herausstellt, dass überhaupt nichts zum verstecken da war. Die öffentliche Meinung hat sich übrigens in letzter Zeit zu diesem Standpunkte sehr deutlich geäußert. Wenn Behörden und Diplomaten der Presse oft Mangel an Takt und Feingefühl vorwerfen, so liegt der Fehler meist darin, dass man sich gegenseitig nicht kennt. Die Presse treibt erst dann auf eigene Faust auswärtige Politik, wenn ihr an der Quelle nicht genügende Beachtung geschenkt wird, wenn sie genötigt wird, aus trüben Quellen zu fischen. Aber nicht nur für die Presse, auch für viele Parlamentarier und Geschäftsleute wird eine derartige Informationsstelle willkommen sein. Sie ließe sich sogar als eine Art ständiges Bureau für die von Nationalrat Micheli im Frühjahr 1916 vorgeschlagene Kommission für auswärtige Politik denken.[1]) Hat man auch von einer solchen in andern Staaten mit bestem Erfolg eingeführten Kontrollstelle, die überdies noch den so wünschenswerten Kontakt mit dem bisher auswärtigen Fragen ziemlich kühl gegenüberstehenden Parlament bewerkstelligen könnte, zur Zeit abgesehen, so besteht doch alle Aussicht, dass beim Rücktritt der für die heutige Kriegslage geschaffenen Neutralitätskommission eine solche Instanz zustande kommen wird. Sie wird

nicht wenig zum bessern Verständnis und für eine konsequentere Behandlung der Außenpolitik beitreten.[1])

Noch seien zum Schlusse die wesentlichen Punkte einer Neuorientierung unserer auswärtigen Vertretung, wie sie von den verschiedensten Seiten angeregt wurden, kurz wiederholt: kritische und systematische Auswahl des gesamten Personals ohne ausschließliche Berücksichtigung der Anmeldungen, spezielle Ausbildung vor und nach der Wahl, Ausscheidung von wirtschaftlich-kommerziellen und juristischen Disziplinen, Trennung in ein diplomatisches und Konsularkorps mit genauer Kompetenzumschreibung und gegenseitiger Versetzungsmöglichkeit, Hebung der subalternen Beamten des auswärtigen Dienstes, Entlastung der Diplomatie von Kanzleiarbeiten, Förderung einheitlicher Zweckmissionen, Reorganisation der Zentralstelle, speziell des Informationsdienstes, ausschließlicher Außenverkehr durch Gesandtschaften und Konsulate, Erweiterung auswärtiger Vertretung u. a. m. — vor allem aber Verdoppelung unseres gegenwärtigen Budgets, das in keinem Verhältnis, weder zur Aufgabe noch zu andern Staatsausgaben steht. Viele werden nicht in allen Punkten mit den verschiedenen Kritiken und Vorschlägen einig gehen, Viele werden einer weiteren Ausgestaltung unserer Außenvertretung mit Skepsis gegenüberstehen, jedermann aber wird zugeben müssen, dass allerlei verhältnismäßig leicht zu behebende Mängel die Arbeit unserer Behörden wesentlich beeinträchtigen.

Wer im Militärleben einen Fehler einsieht und die Möglichkeit besitzt, denselben zu korrigieren, der ist auf seine Ehre verpflichtet, rasch neuen Entschluss zu fassen und denselben konsequent durchzuführen — er wird immer noch zu besserem Resultate gelangen, als wenn er zaudernd dort und da Flickwerk besorgt, für das ihm niemand dankt. Möchte dieser militärische Grundsatz auch bei den zivilen Behörden volle Anerkennung finden! Wieviel Verdruss, wieviel unnütze Arbeit könnte damit nicht erspart werden! Keiner der genannten Vorschläge geht ja auf eine brüske Umwälzung hinaus, alle zielen vielmehr auf eine allmähliche Umgestaltung unter besonderer Berücksichtigung der gegenwärtigen Zeitumstände. Die Gegenwart schafft den Behörden eine einzige Gelegenheit, das Problem der zukünftigen Vertretung eingehend zu studieren und die verschiedenen Maßnahmen, die bei Kriegsende zu ergreifen sein

[1]) Vgl. *Journal de Genève* vol. 1916, No. 253.

werden, schon jetzt ins Auge zu fassen. Schon jetzt soll beim Volke dafür das nötige Verständnis geweckt werden, sollen alte Vorurteile gehoben, neue Interessen eingepflanzt werden. Nur so wird sich auf jahrelanges Stillschweigen eine vox populi erheben, die wirklich auf unsere auswärtigen Geschicke einen bestimmenden Einfluss ausübt.

Nicht im heiligen Zorn der Entrüstung, nicht aus nörgelnder Kritisiersucht, sondern zur Aufklärung und im Bestreben einer förderlichen Behebung tatsächlicher Mängel wurden in letzter Zeit diese und ähnliche Fragen vielfach aufgegriffen. Die Arbeit der Kritiker liegt nicht im Programm, sondern in der Wegleitung für Volk und Behörden. Eine bestimmte Zusicherung von der Ministerbank aus vermag schon manche Remedur zu schaffen, die Arbeit ist um so leichter, weil — wir wiederholen es nochmals — die Fehler nicht in den Personen, sondern im Systeme liegen. Reglemente und Gehaltsordnungen bedürfen nur unbedeutender Veränderungen, der wunde Punkt liegt in der Interpretation.

Unsere Außenpolitik braucht deswegen noch lange nicht an die große Glocke gehängt zu werden. Es genügt, wenn das Volk weiß, dass es eine solche Glocke besitzt und dass ihr Läutwerk wohlvorbereitete Bürger jederzeit zur Achtsamkeit zu rufen vermag. Unsere Behörden, die an erster Stelle in der Lage sind, die Schwächen einer aus bescheidenen Mitteln entstandenen Kanzleidiplomatie einzusehen, werden gewiss auch aus den gemachten Erfahrungen gute Anwendung zu machen wissen. Einer selbständigeren Schweiz, die sich durch ihre offene und loyale Politik nicht nur ein prestige moral, sondern auch internationale Bedeutung zu schaffen verstanden hat, können heute Vorteile erwachsen, auf die zu hoffen früher niemand gewagt hätte. Die öffentliche Meinung, die bisher ihren demokratischen Geist in einer ausgesprochenen Antipathie gegen jede Diplomatie auszudrücken pflegte, wird damit zu der Einsicht gelangen, dass ihre privilegierte Stellung nur ein Mittel zum Zweck ist. Unsere Neutralität vermag uns nur dann ein schützendes Palladium zu sein, wenn Armee und auswärtige Vertretung in gleicher Weise die Traditionen des Landes hochhalten und ihre schützende Hand über dasselbe ausbreiten, man sagt nicht umsonst: je angesehener das Land, desto angesehener seine Vertreter.

BERN C. BENZIGER

Ein zweiter Teil über die kommerzielle Außenvertretung erscheint im Februar.

NEUE BÜCHER

LETTRES D'UN SOLDAT. Préface d'André Chevrillon. Paris, Librairie Chapelot.

Dans l'admirable préface qu'il a faite à ce livre, André Chevrillon écrivait: „Il faut probablement le pire pour obliger toute la noblesse humaine à se manifester; alors on s'étonne de ce que l'âme peut trouver en soi pour l'opposer à la souffrance et à la mort." On n'en saurait trouver de plus éloquent exemple que les lettres de ce soldat, encore anonyme, disparu en avril 1915 dans un des combats de l'Argonne. Publiées en partie dans les livraisons d'août de la *Revue de Paris*, elles attirèrent d'emblée l'attention du public français.

L'auteur, jeune peintre de race et penseur de haute envolée, y communique à sa mère, avec quelle tendresse poignante, les impressions et les pensées que lui suggèrent son nouvel état. L'épreuve d'un intellectuel paisible et solitaire, subitement dans la mêlée, il la subit avec une sérénité, une vaillance d'âme prodigieuses, „les yeux fixés sur l'éternel". Aucun récit de violences, mais entre les descriptions passionnées de la nature, qui est son grand réconfort, et les élans de sa riche intelligence, le sentiment intense du tragique et de la mort toujours présente. Il faut apprécier aussi dans ces pages la préoccupation constante, à la fois tendre et virile, de rassurer, de soutenir la mère que l'on devine supérieure, elle aussi. Ce livre restera l'un des plus purs titres de noblesse de la jeunesse française actuelle. L. M.

*

DIE SITTEN DER VÖLKER. Liebe, Ehe, Heirat, Religion, Aberglaube, Lebensgewohnheiten, Kultureigentümlichkeiten, Tod und Bestattung bei allen Völkern der Erde. Von Dr. phil. et med. Georg Buschan. Verlag Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Durch die gewaltigen Ereignisse, die sich heute abspielen, wird mancher Geist von alten Schranken befreit, unwillkürlich richten wir unsere Blicke weiter und ein größerer Horizont ersteht. Das wandelnde Schicksal der verschiedenen Völker und Kulturen läßt uns gerne nach dem Entstehen und Wesen der Sitten und Weltanschauungen der Völker nachsinnen, und da sind es nicht zuletzt die sogenannten niederen Rassen, die uns manchen Einblick in das Werden der Kulturen, der sozialen Einrichtungen usw. gewähren. Aber auch die Kulturvölker Europas boten primitive Zustände, die sich heute noch in Volksgebräuchen finden und ein Würdigen und Verstehen derselben bietet uns manchen Fingerzeig für die richtige Erklärung mancher heutiger Anschauungen. So wurde z. B. die Ethnologie und Volkskunde auch gerade unseres Landes in diesem Buche in jeder Weise gewürdigt, was uns dieses Werk besonders wertvoll erscheinen lässt.

Der Verfasser, G. Buschan, ist eine erste Autorität auf dem Gebiete der Völkerkunde und in fließender Sprache, unterstützt durch mehr als 1000 Abbildungen und 54 ein- und mehrfarbiger Kunstbeilagen von vorzüglicher Ausführung, läßt er uns einen Einblick tun in die mannigfaltigen Sitten und Unsitten der Völker der Erde. Und wir erfahren, dass das menschliche Glück unter verschiedenen Himmeln, bei verschiedenen Religionen und Sitten wohlgedeihen kann. F. SCH.

*

DAS ZWEITE BLÜHEN. Geschichten von Fritz Müller. 1916. Schweizer Heimatkunst-Verlag. Weinfelden und Leipzig.

Der bekannte treffliche Plauderer und treffsichere Schilderer Fritz Müller hat uns ein neues Bändchen von Erzählungen beschert, die alle auf Schweizerboden entstanden und darum für unsere

einheimischen Leser von besonderem Interesse sind.

Auch in diesem neuen Geschichtenbuche erweisen sich die alten, erprobten Eigenschaften des gemüt- und humorvollen Erzählers. Über dem leichten und kostbaren Scherzen ist ihm der tiefe Sinn und Gehalt und das Erfassen des ernsten Menschlichen nicht verloren gegangen und kommt bei Gelegenheit völlig zu seinem Recht, was denjenigen gegenüber hier ausdrücklich betont werden mag, die in Fritz Müllers Muse bisher nur die leichtgeschürzte und etwas kokett spielerische Tänzerin mit satirischen Einfällen und Launen sehen zu müssen glaubten.

Gewiss, ein köstlich lachender, befreiender Humor spielt öfter auch in den vorliegenden Blättern wie beispielsweise in der erheiternden Satire „Wie das Tagblatt von Zippikon fett und mager wurde". Höher noch aber schätzen und werten wir — und mit uns gewiss auch manche andere — die gehaltvolleren, schwerer wiegenden und tiefer gründenden Stücke des Buches, aus welchen wir als besonders schön und sinnreich etwa die Skizzen „Steine im Rucksack", „Das zweite Blühen", „Seepredigt" und als Tribut der Kriegszeit „Die beiden Züge", jenes erschütternd wahr geschaute und empfundene Lebensbild aus der schreck- und mitleiderfüllten Gegenwart hervorheben möchten. Eine größere, den Lesern der *Schweiz* von dorther bekannte Legende „Das wandernde Bett" beschließt mit einem eigenartigen Klang die stattliche und ansehnliche Reihe dieser neuen Dichtungsernte des beliebten und auch bei uns sich einer treuen und befriedigten Verehrergemeinde erfreuenden Autors.

Mitten in den Tagen der Trauer und Not ein Buch, reich an Gemüt und Frohsinn; wer möchte es uns verargen, wenn wir dankbar und freudig nach einem solchen gediegenen „Sorgenbrecher" greifen, um den schweren Alltag über seiner frischen Würze und Heiterkeit wenigstens auf kurze Stunden vergessen zu dürfen! A. SCHAER

*

HUGGENBERGERS „GESCHICHTE DES HEINRICH LENTZ". Verlag Staackmann, Leipzig.

Huggenberger ist ein wahrer Wunderdoktor. Wo kein noch so teures und großes Arzneigütterli helfen will, zwingen seine fröhlich-ernsten Geschichten zu einem befreienden Lachen; vergessen ist das Alltagsweh, und frisch und neugestärkt, im Herzen eine schöne Prise Sonntagsstimmung, geht man wieder an den Werkeltag! Kein Kanonendonner, kein gehässiges Wort entweiht diese Bücher; man vergisst den Krieg und träumt einen schönen, langen Traum. Möchte doch diese Erzählung in alle Winde fliegen, zu den Streitern an die Front, zu unsern Grenzmannen und vor allem auch in die Häuser jener Leute, die nur Schmähungen und bittere Vorwürfe für uns Deutschschweizer haben. Wie würden wir uns freuen, wenn sich — trotz der nicht zu leugnenden Schwierigkeiten — ein guter Übersetzer finden ließe, der Huggenberger (ähnlich wie bei uns Benjamin Vallotton) den Welschländern (auch den Tessinern) bekannt machen würde!

Die Geschichte des Heinrich Lentz ist, wie das alte Bauernsitte heischt, auf ein kleines Stück Land eingeengt, auf ein liebes, liebes Stück Land, von dem ein seltsam guter Schollen und Heimatgeruch ausgeht.

Heinrich Lentz und seine Sippe sind aber auch unendlich stolz auf ihr sonnigfrohes, von Blumen- und Mistdüften umwehtes Nestlein. Vater Martin Lentz, der knorrige Wegknecht und eifrige Erzieher seines Sohnes, kann sich nicht genug tun im Rühmen, und seine Augen blitzen den Buben gar lustig und billigend an, als der jugendliche „Karakter" (Ehrgefühl) eine so ungeahnt prächtige Entwicklung zeigt; denn das

hat er ihm als Heiligstes eingepflanzt: unermüdlicher, stets neu zum Flammen bringender Hass gegen „die dahinten", die alten Feinde von Kasparshub. Das ist ein wichtig Ding in diesem Bauernleben! Aber die Liebe schleicht selbst durch die verzwicktesten und eingerostetsten Gätterlein. Der wilde, rauflustige Heiri verguckt sich langsam, aber unentrinnbar in seine Mitschülerin, das Sabinchen — — —

Mählich wird aus dem Sabinchen eine Sabine, ein hübsches, flinkes Dorfmädel, das aber so gut wie das feinste Stadtdämchen tanzen kann. Was Wunder, wenn sie den Händeln des ungelenken Lentzbuben ziemlich verständnislos gegenübersteht? Sie hungert nach Liebe, nicht nach Hass. So will es das Schicksal, dass sie trotz ihres guten Gemütes in einer zornigen Stunde einen alten (freilich wohlhabenden) Kerl heiratet. Die arme Gattin plangt schon in den „Flitterwochen" nach seinem Tod wie ein Hund aufs Metzgen. Der gute Gott tut ihr den Gefallen, aber Heinrich Lentz — Bauern haben harte Schädel — gibt auch jetzt seinen „Karakter" nicht für ein Weib her. Er balgt und schlägt sich weiter, — es ist ja für die Ehre des Dorfes —, prozessiert, vertut sein Geldlein, bis Sabine eines schönen Tages einem zweiten, nicht besseren als der erste, die Hand gibt. Nun hat der liebe, eigensinnige und ehrliche Bauer Lentz das Nachsehen. Bitterweh gerät er in dasselbe Fahrwasser, das Gottfried Keller in einem Brief an Luise Rieter schildert: „...Diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin." Die menschlich kleine, in rauhem Bauerngewand steckende Tragik (auch z. B. beim Sterben des Vaters) hebt sich gut und wirkungsvoll von dem stillfrohen Leben ab.

Dass zuletzt doch noch alles recht und gut wird, und die stille Sonne des Glückes wieder aufgeht, darf uns bei Huggenberger nicht wundern; er ist ja — Gott sei Dank! — Optimist!

Einen Wunsch wollen wir nicht unausgesprochen lassen: möchte doch der rührige Verlag das nächste Mal einen geschmackvolleren Einband wählen. Dem Meisterwerk aber wünschen wir frohe, gesegnete Fahrt durch die Schweiz und in die Fremde – dem Dichter zur Ehre, uns zur Freude!

ZÜRICH KARL SEELIG

*

SCHÖN IST DIE JUGEND. Zwei Erzählungen von Hermann Hesse. Berlin 1916. Verlag S. Fischer. (Fischers „Romanbibliothek". Serie VII. Band 9.)

Zwei Geschichten einer Jugendzeit schenkt uns Hermann Hesse in diesem feinen schlichten Büchlein, das ganz vom Zauber seiner bekannten, elegisch-romantischen Stimmungsmalerei umwoben ist, in der er uns sein eigenartiges, persönliches Empfinden mit dem naturfrohen Hauch des echten Schwabentums zu verraten und zu schildern weiß. Wer Hesses menschlich stark betonte dichterische Entwicklung von ihren Anfängen an liebevoll im Auge zu behalten pflegte, der mag diesen beiden reizvollen und aparten Jugenderinnerungen schon früher einmal da oder dort begegnet sein, aber es ist darum nicht weniger erfreulich, dass sie nun in einen glanzvoll blühenden Frühlingsstrauß — man gestatte uns dieses Bild trotz dem wehmütig herbstlichen Klang und Kolorit, die ihre Begebenheiten erfüllen und verbrämen — vereint und verbunden worden sind. Manchem Verehrer des köstlichen Jugendzeitendarstellers werden sie eine hochwillkommene Gabe sein.

Ein gedrängtes Wort vom Inhalte und der Tonart dieser jugendsehnsuchtseligen, stimmungsreichen Blätter mag genügen, um sie auch weiteren Kreisen als einen besonders kostbaren literarischen Genuss warm zu empfehlen. Ihre wenig

verwickelten, einfachen, ja fast alltäglich anmutenden Herzensbegebenheiten — denn um zwei Liebesgeschichten aus einem Lebensfrühling handelt es sich dabei — stehen beide im Schatten eines bestimmenden Resignationsmotives, das durch das Titelthema des alten Volksliedes „Schön ist das Leben bei frohen Zeiten, schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr", deutlich und bedeutsam angetönt wird. Und welche großartig anschaulichen und ganz von lebendigstem Gefühl durchdrungenen Bilderreihen hat der Verkünder dieser Herzensangelegenheiten mit der bewährten Meisterschaft seiner Darstellungskunst da vor uns entrollt. Alles ist in direktes Miterleben aufgelöst, in unmittelbarste Stimmung getaucht!

In der einen Erzählung *Der Zyklon* wird unter dem Eindrucke eines elementaren Naturereignisses in einer jungen Mädchenseele ein erster Schauer beseligenden Liebesempfindens geweckt und ausgesprochen; aber der, dem diese Gefühle gelten, erwidert und teilt sie nicht, und die Wege der beiden, die sich für einen kurzen, bangschönen Augenblick gekreuzt haben, führen nachher in stiller Entsagung wieder auseinander. Die andere Geschichte *Schön ist die Jugend* schildert die Herzenskämpfe und die erwachende Liebe eines jungen Menschen zu einer feinen und vornehmen Mädchennatur. Aber nachdem sich der Liebende aus der Versonnenheit träumend und glücklich verlebter heimatlicher Ferientage zu einem Geständnis seiner Neigung aufgerafft hat, erkennt er, dass sie vergeblich und aussichtslos bleiben muss, weil ein unverwundener, früherer Liebesschmerz des Mädchens ihm den Zutritt zum Herzen der Geliebten versagt. Und so scheiden sich auch die Pfade dieses Liebespaares in ruhiger und versöhnter, durch die Empfindung einer tiefen und echten Freundschaft verklärter Resignation auf immer voneinander.

Was aber hat der Dichter aus diesen schlicht erlebten Jugendschicksalen menschlich und künstlerisch herauszuholen verstanden! Die intimsten und subtilsten Mittel seiner wunderbar anschaulichen Detailzeichnung hat er mit verschwenderischer Fülle und in persönlichster Prägung wie ein buntschillerndes Netz über diese wehmutsvollen Erinnerungsbilder ausgebreitet; und doch wie einheitlich, wie ungesucht, wie organisch und selbstverständlich erscheint und wirkt diese poetisch vollendete und meisterliche Formgebung, dieses souveräne Beherrschen und Bezwingen alles Stofflichen und Gegenständlichen. Von welch aparter und ausgesuchter Feinheit und Eigenart ist beispielsweise am Abschluss der zweiten Geschichte der unaufdringlich symbolisch wirkende Zug, wie bei der Abreise des jungen schwer enttäuschten und bekümmerten Liebhabers sein Bruder vor dem durch die heimischen Fluren davoneilenden Eisenbahnzuge als heimatlichen Abschiedsgruß die bunten, bengalischen Feuer und versprühenden Leuchtkugeln der Raketen erglänzen läßt; durch und durch ein ganzer und echtester Hesse, wie das ganze liebe kleine Büchlein, dem wir recht viele Freunde und Genießer seiner still verborgenen, andächtigen Kostbarkeiten wünschen möchten — in ihrem eigensten Interesse! —

ALFRED SCHAER

□□□

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET.
Redaktion und Sekretariat Bleicherweg 13. — Telephon 77 50

ST. MORITZ - DORF
Schweizerhof-Château

Eröffnet anfangs Dezember

Ermässigte Preise — AD. ANGST

DAVOS 1500 M. ü. M. **Hotel Buol**

Modernes Haus 1. Ranges für Erholungsbedürftige und Sportleute.
Sonnige zentrale Lage. — Mässige Preise. — Prospekte.

INTERNATIONALE RUNDSCHAU

Wer den Frieden herbeisehnt,
wer den Völkerhass verabscheut,
wer internationale Verbindungen hat,
versäume nicht zu lesen:

15. Heft

Die Wahrheit über den Krieg von E. D. Morel

(Versuch eines englischen Demokraten Deutschland gerecht zu beurteilen.)

16. Heft

Die Friedensbewegung in Frankreich von Henri Guilbeaux

Die Friedensbotschaft von Prof. Dr. S. Feilbogen

Der erste Pazifist von Alex. von Gleichen-Russwurm

und viele andere Beiträge.

Preis pro Heft 80 Cts., jährlich 16 Hefte Fr. 12.—

Verlag: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, Zürich.

H. PFISTER's Wwe. vorm. **H. Pfister-Wirz**
Rennweg 57 **ZÜRICH** **Zweierstr. 33**
Spezial-Geschäft — Eigene Strickerei
Strumpfwaren und Unterkleider.

St. Moritz Dorf, Hotel Calonder

Bekanntes Familienhotel in schönster und ruhiger Lage, an der Waldpromenade gelegen.

Dir. **Tratschin - Calonder**

SCHWEIZERISCHE VOLKSBANK

Kapital und Reserven Fr. 84,000,000.—

ALTSTETTEN, BASEL, BERN, DELSBERG, DIETIKON, FREIBURG, GENF, LAUSANNE, MONTREUX, MOUTIER, PRUNTRUT, SAIGNELÉGIER, ST. GALLEN, ST. IMIER, TAVANNES, THALWIL, TRAMELAN, USTER, WETZIKON, WINTERTHUR, ZÜRICH.

An- und Verkauf von Wertpapieren · Besorgung von Kapitalanlagen · Aufbewahrung und Verwaltung von Wertschriften Abgabe von Checks und Kreditbriefen Eröffnung von Accreditiven im In- und Ausland · Gewährung von Vorschüssen · Vermietung von Tresorfächern

Ausführung aller übrigen Bankgeschäfte zu vorteilhaftesten Bedingungen.

Individuelle Wohnungsgestaltung
Zweckmässig, gediegen, behaglich
Stimmung in Farben u. Dekoration

Ganze Um- u. Ausbauten v. Wohnungen, Villen, Hotels etc. Entwürfe, Beratungen, Berechnungen

Schweizer Produkt

Elixir Dentifrice Dentinol

Unvergleichlich bestes, allen andern überlegenes Präparat. Von köstlichem Wohlgeschmack, erhält es Zähne und Mund gesund und schön, verleiht dem Atem eine herrliche Frische. Durch seine Eigenschaft, in die Schleimhäute des Mundes einzudringen, wirkt es noch stundenlang nach Gebrauch **antiseptisch** und **bazillentötend.**

Flasche Fr. 4.— ½ Flasche Fr. 2.— ¼ Flasche Fr. 1.25.

Zu haben in allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

En gros: E. KÄLBERER, GENF